Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salmon, Thomas

Die heutige Historie oder der gegenwärtige Staat der Orientalischen Inseln, und nahmentlich der Ladronischen, Philippinischen und Moluckischen, wie auch der Insel Celebes oder Macassar

Altona 1733

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.q.3(1#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11429099-1
VD18 11699906-003

1. Das Thier Babi Roeſa, oder Schwein Hirſch.
2. Eine Zibeth-Katze.

3. Erſt ausſchlagende
4. Blühende
5. Reiſe
6. Königs- oder beſte
} Gewürtz-Nægelein.

Ringeling.

Die Heutige Hiſtorie, Oder der Gegenwärtige Staat Der Orientaliſchen Inſeln,

Und nahmentlich Der

Ladroniſchen, Philippiniſchen und Moluckiſchen,

Wie auch der

Inſel Celebes oder Macaſſar,

Aus dem Engliſchen Original

Des Herrn Capitain SALMON

Nebſt den Holländiſchen Anmerckungen und Zuſätzen

Des

Herrn M. van GOCH, M. D.

Ins Teutſche überſetzt

Von

A. H.

Verlegt von Jonas Korte, Buchhändler in Altona.

1733.

3

Gegenwärtiger Staat
Von den
Philippiniſchen Inſeln.

Das erſte Capitel
Handelt von der erſten Entdeckung der Ladroniſchen oder Diebs-Inſeln, wie auch der Philippiniſchen Inſeln durch Ferdinandum Magellanes.

EHe wir uns von Japan Weſtwerts nach dem feſten Lande wenden, wird es nicht unfüglich ſeyn, vorhero eine kleine Tour durch alle Orientaliſche Inſeln zu thun, und erſtlich die Ladroniſche und Philippiniſche zu beſehen, als welche am weitſten gegen Oſten liegen.

Der erſte Europäer, der dieſe Inſeln entdeckte, war Ferdinandus Maglianes oder Magelhaens, welcher ſich vorgenommen hatte, rund um die gantze Welt herum zu ſchiffen. Dieſe Reiſe aber haben ſeine Leute vollenzogen, nachdem er in einem Gefecht mit den Einwohnern der Philippiniſchen Inſeln unglücklicher Weiſe geblieben war. Da er nun der erſte geweſen, der ſich unterſtanden hat, um die gantze Welt zu ſeegeln: ſo wird der Leſer vermuthlich erwarten, daß wir ihm hier eine Nachricht von dieſer Schiffahrt geben ſollen. Er war von Geburt ein Portugieſiſcher Edelmann, und hatte ſeinem Vaterland, ſo wohl in

den Africaniſchen als Indianiſchen Kriegen gute Dienſte gethan, und ins beſondere unter dem Commando des berühmten Portugieſiſchen Admirals *Albuquerque*, welcher *Goa* und *Malacca* unter den Gehorſam dieſer Crone brachte, ſich ſehr wohl gehalten. Weil nun *Magellanes* an dieſen Expeditionen vielen Antheil gehabt hatte, und dennoch ſehen muſte, daß er vom Portugieſiſchen Hofe hinten an geſetzet, und ihm ſo gar, wie man erzehlet, die geringe Zulage von einem Ducaten zu ſeiner monatlichen Beſoldung abgeſchlagen wurde, ſo gieng er gantz misvergnügt aus Portugal weg, und trug dem damaligen Käiſer und Könige in Spanien Carolo V. ſeine Dienſte an.

Als *Chriſtophorus Columbus America* entdeckte, ſchenckte der Pabſt Alexander VI. in ſeiner Bulle vom 3. May Anno 1493. dem König von Spanien und allen ſeinen Erben und Nachfolgern im Reich alle Länder und Inſeln, welche 100 Meilen gegen Weſten und Süden von den Azoriſchen und Capo Verdiſchen Inſeln entdecket waren, oder noch künfftig würden entdecket werden. Die Portugieſen, (welche ſchon vorhero den Weg nach Indien über Capo de bonna Eſperanza gefunden (oder eigentlich zu reden, geſucht hatten) und durch eine Donations-Bulle vom Pabſt Martino V. Anno 1442. ungefehr datirt, alle Länder, welche gegen Süden und Oſten von dem *Capo Bajador*, ſo auf der Weſt-Küſte von Africa im 27. Grad Norder-Breite lieget, bereits entdecket waren, oder künftig hin dürften entdecket werden, geſchenckt bekommen hatten) ſahen dieſe Bulle, als der ihnen geſchehenen Donation nachtheilig an, und fiengen dahero an, den Spaniern ihr Recht ſtreitig zu machen. Beyde Nationen aber verglichen ſich endlich auf dieſe Conditionen, daß die Linie, (welche man nach dem Inhalt der Spaniſchen Donations-Bulle von dem Nord- bis an den Süd-Pol ziehen ſolte, 270 Meilen weiter nach dem Weſten ſolte verrücket werden, und daß alle Länder, die man Weſtwerts von dieſer Linie entdeckt hatte, den Spaniern, die aber gegen Oſten davon lagen, den Portugieſen zu Theil werden ſolten, wie auch daß keine von beyden Nationen in der andern ihren Ländern und Gräntzen Handlung treiben ſolte. Auf dieſen Fuß hatten ſie den 7. Junii An. 1493. den Vergleich getroffen, welchen der König von Spanien den folgenden 2. Julii, und der König von Portugal Anno 1494. den 27. Febr. ratificirte. Und jede Parthey rüſtete folgends dieſes Tractats immer neue Fahrzeuge aus, die eine um gegen Oſten, die andere um gegen Weſten neue Entdeckungen zu machen. Als aber König Johannes der Andre von Portugal Anno 1495. verſtarb, unterließ Emanuel ſein Nachfolger nicht dieſes Unternehmen auszuführen, und rüſtete An. 1497. unter dem Commando des berühmten *Vaſco di Gama* drey Schiffe aus, welche endlich um *Cabo de bonna Eſperanza* herum ſegelten, und zu *Calicut* an der Weſt-Küſte des feſten Landes von Indien anlangeten. Dieſe ſeegelten An. 1499. wieder

der nach Portugal, und berichteten dem König, wie leicht es ſey den Handel nach Indien über *Cabo de bonna Eſperanza* aufzurichten. Anno 1500 rüſtete König Emanuel eine andere Flotte aus, welche 13. Seegel ſtarck, und mit 1500 Mann beſetzt war, und unterwegens das feſte Land von Braſilien entdeckte, von wannen ſie nach *Cabo de bonna Eſperanza* und ſo ferner nach *Calicut* hin ſeegelte. Hier waren ihnen aber die Mohren oder vielmehr die Mahometaner aus Arabien zuvorgekommen. Denn dieſe hatten von langen Jahren her den Handel nach Indien getrieben, und alle Spецereyen und Orientaliſche Koſtbarkeiten in die Türckey gebracht, von wannen dieſe Waaren weiter durch die Venetianer nach Europa verführet wurden. Die Portugieſen ſeegelten alſo von *Calicut* nach *Cochin*, welches auf dem zehnten Grad Norder-Breite ſüdwerts von *Calicut*, und nicht fern von *Capo Comorga* lieget, und die ſüdlichſte Ecke von dem gantzen feſten Lande Indiens iſt. Als ſie nun einmal feſten Fuß in Indien gefaſſet hatten, ſandten ſie verſchiedne Flotten eine nach der andern aus Portugal hinein, um ihre Landes-Leute daſelbſt zu unterſtützen: ſo, daß innerhalb kurtzer Zeit ein groß Theil von den koſtbaren Indianiſchen Waaren, welche vormals über die Türckey gekommen waren, durch die Portugieſiſchen Flotten nach Europa übergebracht wurde. So bald hatten ſich die Portugieſen nicht in den Beſitz von *Malacca* geſetzet, ſo entdeckten ſie auch die Moluckiſche oder Gewürtz-Inſeln. Um dieſe Zeit kam *Magellanes* aus Indien nach Hauſe, und als er nicht ſo vom Hofe belohnet wurde, als er erwartete, bot er, wie wir ſchon oben gemeldet haben, dem Kaiſer *Carolo V.* ſeine Dienſte an, und that ihm den Vorſchlag, daß er Weſtwerts ſeegelnde einen Weg nach den Gewürtz-Inſeln finden wolte, da er dann meinete, daß ſie nach dem zwiſchen beyden Cronen gemachten Vertrag dem Kaiſer anheim fallen müſten: indem nach dem wörtlichen Inhalt deſſelben alle gegen Weſten entdeckte neue Länder den Spaniern, und die gegen Oſten den Portugieſen gehören ſolten. Dieſes habe ich nöthig zu ſeyn erachtet vorher zu erinnern, um dem Leſer recht zu zeigen, bey welcher Gelegenheit die Philippiniſche Inſeln erſtlich ſind entdecket worden. Nunmehro aber will kürtzlich die Reiſe des *Magellanes* beſchreiben, die weitre Nachricht aber von den Entdeckungen und Conqueten der Portugieſen auf den Küſten von Africa und in Oſt-Indien wollen wir bis in den folgenden Theil verſparen, woſelbſt wir von den Molluckiſchen Inſeln handeln werden, nach welchen allen Europäiſchen Potentzen der Lecker ſo gewaltig ſtehet. Als *Ferdinandus Magellanes* dem Kaiſer ziemlich glaubwürdig vorgeſtellet hatte, wie es möglich ſey, gegen Weſten ſeegelnde einen Weg nach den Moluckiſchen Inſeln zu finden, gab er ihm gleich Gehör, und ſtellte Ordre, daß man fünf Schiffe ausrüſten und mit drey hundert Mann beſetzen ſolte, unter welchen dreyßig Portugieſen waren. Uber dieſe Flotte machte er den

Magel-

Magellanes zum Admiral, welcher den 10. Aug. An. 1519. von Sevilien abſeegelte, und den folgenden 3. October bey *Capo Verde* ankam, welches auf den Küſten von Africa ungefehr 15 Grad von der Linie lieget. Ferner richtete er ſeinen Cours gegen Süd-Weſten, bis er auf den Küſten von Braſilien auf dem 22. Grad Süder-Breite anländete, woſelbſt er friſche Proviſion einnahm. Die Spanier, welche von dieſer Expedition wieder lebendig nach Hauſe kamen, erzehlten allerhand wunderliche und unglaubliche Dinge von den Einwohnern dieſes Landes, welche hernach gröſtentheils falſch befunden worden ſeyn. Sie ſeegelten weiter bis an den 70. Grad Süder-Breite, woſelbſt ſie vorgaben, eine gantze Nation von Rieſen angetroffen zu haben, von welchen man nach der Zeit nichts vernommen hat. Unter andern unglaublichen Dingen erzehlten ſie auch, daß ſie um ſich die Ader zu laſſen, an ſtatt einer Lancette ſich mit einem groſſen Beil ein Loch in den Arm oder andre Glieder zu hauen pflegten: und wenn ſie die Krancken wolten vomiren laſſen, ihnen einen Pfeil einen Fuß oder anderthalb tief in den Schlund hinein ſteckten. So wenig kan man etlichen Avanturiers, die unbekante Länder entdecken, glauben, ins beſondere wenn ſie Leute von ſchlechtem Nachdencken ſeyn, die nicht viel auf die Unterſuchung der Wahrheit geben: welches ſich dann auch bey dieſer Gelegenheit zugetragen hat, da *Magellanes* und die meiſten commandirende Officirer auf der Reiſe blieben, und ſehr wenig auſſer den gemeinen Boots-Leuten zurücke kamen, welche von ihrer Expedition Nachricht geben konten. Von dieſem von Rieſen und ungeheuren Monſtris bewohnten Lande kamen ſie endlich hin nach der Meer-Enge, welche nachmals von dem Admiral, der ſie erſtlich entdeckte, *Fretum Magellanicum* iſt genant worden. Dieſe liegt im 52. Grad Süder-Breite, und iſt ungefehr 100 teutſche Meilen lang: die Breite aber iſt ſehr ungleich. Denn an etlichen Orten iſt ſie unterſchiedliche teutſche Meilen breit, an andern im Gegentheil kaum eine halbe Meile. Das Land iſt an beyden Seiten ſehr uneben, und voller Berge, die mit Schnee bedeckt ſeyn. Die Land-Spitze, von welcher *Magellanes* zuerſt das *Mar del Zur*, oder das *Mare Pacificum*, wie man es gemeiniglich nennet, erblickte, war ein Vorgebürge, welches er zum Andencken, *Capo Deſiderato*, oder das verlangte und erwünſchte *Capo* nante. Eines aber von den Schiffen verließ ihn allhier, und kehrete wieder nach Hauſe: weil die Leute vielleicht gedachten, daß ihre Fahrt kein Ende haben werde. In dieſer Meer-Enge funden ſie einen groſſen Uberfluß von friſchem Waſſer, Fiſchen, Kräutern, Holtz und ſehr gute Haaven. Den 28. November Anno 1520. kamen ſie in das *Mare Pacificum* hinein. Und ſeegelten daſelbſt über drey Monat gegen Nord-Weſten, ohne Land zu ſehen. Wobey ſie wegen Mangel an Proviant in ungemeine Noth geriethen, ſo, daß viele von ihren Leuten unterwegens wegſturben. Sie hatten aber das Glück, längſt den gantzen Weg

guten Wind und eine ſtille See zu haben, welches man allezeit in dieſem Meer innerhalb dreyßig Graden an beyden Seiten der Linie antrifft, wenn man aus America nach Oſt-Indien ſeegelt. Es iſt mercklich, daß die Winde innerhalb dieſer Breite, (ſo wohl an andern Orten des groſſen Oceans, als hier) beſtändig dem Lauf der Sonnen folgen, wenigſtens recht auf der hohen See ein wenig vom Lande ab; ausgenommen zwey oder drey Grad von der Linie, woſelbſt die Winde veränderlich ſeyn. Sonſt pflegt der Wind innerhalb dreyßig Grad an beyden Seiten der Linie ſchwerlich aus dem Weſten zu wehen, wenn man nur ein wenig vom Lande entfernet iſt. Wieder aber auf *Magellanes* zu kommen, ſo entdeckte er den 6. Mertz An. 1520, nachdem er bis auf den 146. Grad der Länge Weſtwerts geſeegelt hatte, die **Ladroniſche** oder Diebs-Inſeln, wie er ſie nachmals nante, weil die Einwohner ſo ſehr diebiſch waren, welche, wie man bemercket, in dem 12. Grad Norder-Breite liegen. Hier trat er an Land, und erfriſchte ſeine Leute; weil die Einwohner aber ihnen vielen Verdruß erweckten, ſo ſeegelte er nach wenig Tagen von dannen nach den **Philippiniſchen** Inſeln, woſelbſt er, wie oben gemeldet worden, in einem Gefecht mit den Einwohnern erſchlagen ward; nachdem er kurtz vor ſeinem Ende Nachricht bekommen hatte, daß die **Moluckiſchen** Inſeln, welche zu ſuchen er ausgereiſet war, nicht weit von dannen entfernet wären. Seine Schiffer ſetzten darauf die Reiſen weiter fort, und landten den 8. November Anno 1521. an *Tidor* einer von den **Moluckiſchen** Inſeln. Allhier wurden ſie von dem Fürſten des Landes freundlich empfangen, und erhielten Erlaubniß eine Schantze und eine Factorey zu *Tidor* anzulegen. Sie lieſſen alſo eines von ihren Schiffen, welches leck geworden war, daſelbſt liegen, um wieder ausgebeſſert zu werden, welches die **Portugieſen** hernachmals, als eine gute Prieſe wegnahmen, und die Factorey ruinirten. Die **Spanier** aber meinten, daß nunmehro kraft dieſer neuen Entdeckung von Weſten her, und vermöge des wegen Errichtung einer Factorey auf *Tidor* mit dem Fürſten des Landes getroffenen Contracts, die **Moluckiſchen** Inſeln ihnen zugehörten: an welche die **Portugieſen**, welche am erſten unter allen **Europäern** dahin gehandelt hatten, das beſte Recht zu haben vermeinten. Darüber entſtand eine Todt-Feindſchafft zwiſchen beyden Nationen, bis der Kaiſer endlich Anno 1529. wegen eines aufgeſtoſſenen Geld-Mangels, all ſein Recht an dieſe Inſeln gegen die Summa von dreymal hundert und funfzig tauſend Ducaten, welche er von ihnen liehe, aber niemals wieder bezahlte, an die **Portugieſen** abtrat. Von den andern Nationen, die ſich nachmals dieſe Inſeln, als ein Eigenthum angemaſſet haben, wollen wir unten mit mehrern handeln. Itzunder aber wenden wir uns zu den **Philippiniſchen** Inſeln, und wollen erſtlich ſehen, wie ſie unter den Gehorſam der Crone **Spanien** ſeyn gebracht worden, hernacher aber von dem gegenwärtigen Zuſtand der **Ladroniſchen** und

der Philippiniſchen Inſeln einige Nachricht geben. *Magellanes* entdeckte ſelbige zwar Anno 1521, die Spanier aber ſetzten ihre Conqueten in dieſen Inſeln nicht fort vor Anno 1564. unter der Regierung des Königes *Philippi II*, damals ſandte *Don Louis de Velaſco*, Vice-Roy von *Mexico* den *Michael*, (oder wie ihn andre nennen *Adelantado) Lopez* von *Lagaſpes* mit einer Flotte dahin, in der Meinung daſelbſt eine Colonie anzulegen, und alſo einen Handel zwiſchen *Mexico*, *China* und *Japan* aufzurichten. „Dieſer bemeiſterte ſich erſtlich der Inſel *Zeba*, und hernach„mals auch der Inſel *Luconia*,„ die Portugieſen aber nennen ſie von der Haupt-Stadt *Manila*. Die Einwohner von *Luconia* und verſchiedenen benachbarten Inſeln („deren einige wohl 40 bis 50 zehlen, weil aber viele die Ladroniſche In„ſeln mit zu den Philippiniſchen rechnen, ſo zweifle ich, ob nicht erſtere mit unter „der Anzahl begriffen ſeyn„) ſtehen itzunder unter der Spaniſchen Botmäßigkeit, und können in der Religion, Sitten oder Gewohnheiten leichtlich von ihnen unterſchieden werden. Ehe wir aber die Philippiniſchen Inſeln ins beſondere beſchreiben, wird es nicht unfüglich ſeyn, von den Ladroniſchen Inſeln, welche hundert Meilen weiter gegen Oſten liegen, eine Nachricht zu geben.

Das andere Capitel

Hält eine Beſchreibung von den Ladroniſchen Inſeln in ſich.

Die Ladroniſche Inſeln beſtehen aus einer Menge von kleinen Inſeln, welche von dem 12. bis ungefehr an den 28. Grad Norder-Breite in einer Reihe ausgeſtreckt liegen. Die vornehmſten von denſelben ſind erſtlich *Guam* oder *Iquana*, welche nach *Dampiers* Bericht auf dem 18. Grad 21 Minuten lieget und ſieben tauſend drey hundert und zwey Engliſche Meilen Weſtwerts von dem *Capo Corientes* im Königreich *Mexico* entfernet iſt. 2. *Sarpanta* auf der Breite von 15 Grad 40 Minuten, 3. *Buenviſta* auf dem 15. Grad, 4. *Saeſpara* auf dem 15. Grad 40 Minuten, 5. *Anatan* auf dem 17. Grad 20 Minuten, 6. *Sarigan* auf dem 17. Grad 25 Minuten, 7. *Gungan* auf dem 18. Grad, 8. *Almagan* auf dem 18. Grad 25 Minuten, 9. *Pagon* auf dem 18. Grad 4 Minuten, 10. der brennende Berg *Griga* auf dem 19. Grad 33 Minuten, 11. *Tina* und *Manga* auf dem 20. Grad 45 Minuten, 13. *Urrak* auf dem 20. Grad 55 Minuten, 14. die Inſel von *Patas* auf dem 25. Grad 30 Minuten, 15. *La Diſconocida* auf dem 25. Grad 50 Minuten, 16. *Malabrigo* auf dem 27. Grad 40 Minuten, alle Nordlicher Breite gelegen. Die meiſt bewohnte unter allen dieſen Inſeln iſt *Guam*. Die Spanier haben daſelbſt eine kleine Fortreſſe,

treſſe, welche mit etlichen wenigen eiſernen Canonen beſetzet iſt, worin auch 30 biß 40 Soldaten zur Garniſon liegen. „Es ſcheinet aber, daß entweder bey dem Herr „*Salmon* oder bey dem *Dampier* an dieſem Ort ein Druckfehler ſey, denn nach *Gentil* „ſeinem Bericht halten ſie 300 Mann auf der Inſel, welche alle drey Jahr von dem „Gouverneur in den Philippiniſchen Inſeln abgelöſet werden. Dieſe Leute ver„heyrathen ſich mit den Weibern auf der Inſel, damit ſelbige deſto beſſer bevölckert „werde. Sie haben der Inſel unlängſt den Nahmen *Maria* gegeben. *Gentil* „nennet ſelbige *Marianne* oder *Guahan*, welchen letztern Nahmen, wie er ſagt, die „Einwohner dieſem Lande in ihrer Sprache geben ſollen. Die Inſel iſt etwan „12 Meilen lang und 4 Meilen breit (obgemeldter *Gentil* aber ſagt, daß ſie 30 Mei„len im Bezirck haben ſoll,„) und lieget von Süden gegen Norden. Das Land iſt ziemlich hoch, doch dabey eben. Wenn man es von ferne ſiehet, ſcheinet das Land ſehr platt und eben zu ſeyn. Kommt man aber näher hinan, ſo iſt es gantz ſteil, und die Oſt-Seite, welche die höchſte, iſt mit groſſen Klippen umringet, an welche die Wellen von dem Paſſat-Winde getrieben immerfort anſchlagen. An dieſer Seite der Inſel iſt kein Ancker-Grund. An der Weſt-Seite iſt das Land niedrig und voll von kleinen ſandigten Meer-Buſen, welche durch ſehr viele felſigte Vorgebürge von einander abgeſchnitten werden. Das Erdreich iſt roth und dürre, aber an Reiß, Tann-Aepfeln, Melonen, Pomerantzen, Limonen, Nüſſen, und einer Art Früchte, die unſere See-Leute Brod-Frucht nennen, durchgehends gleich fruchtbar. Der Cocus-Baum wächſt an der Weſt-Küſte an der See in groſſen Wäldern, von drey bis vier Meilen lang, und eine bis zwey Meilen breit. „*Gentil* rechnet ihre „Früchte alſo her. Die *Rima*, welche ſo groß wächſt als eine Melone, und ein weiß „Fleiſch hat, das einem Gerſten-Kuchen ähnlich iſt, die *Doudou*, welches eine Frucht „iſt gleich einer groſſen Indianiſchen Caſtanie, und eben ſo ſchmeckt, die *Nica*, *Iſ*„*souni* und *Dago*, welche Sorten er nirgends anderwerts angetroffen zu haben ſich „erinnern konte, und von ihnen zum Brod gebraucht werden.„ „*Dampier* aber er„zehlet, daß die ſogenante Brod-Frucht an einem Baum wachſen ſoll von der Dicke „und Gröſſe eines Apfel-Baumes„. Der Baum hat eine groſſe Crone voller Zweige und ſchwartze Blätter. Die Frucht wachſt wie die Aepfel, an den Zweigen, und iſt ſo groß, als ein gemeiner Ballon. Sie iſt rund und hat eine dicke zähe Haut. Wenn die Frucht reif iſt, wird ſie gelb, zart und ſüß vom Geſchmack. Die Einwohner eſſen ſie an ſtatt Brod. Sie pflücken ſelbige, wenn ſie noch grün und hart iſt, und backen ſie, bis die Schale recht ſchwartz gebrant iſt. Alsdenn ſchaben ſie das äuſſerſte ab, worauf eine zarte dünne Rinde übrig bleibet. Das inwendige iſt weiß und weich, als die Krume von einer Semmel zu einem Stüver. Es iſt auch kein Stein oder Saamen darin, ſondern es beſtehet die gantze Frucht aus einer Materie,

terie, die dem Brod ziemlich nahe kommt. Wenn man ſie aber länger, als 24 Stunden aufhebet, ſchmecken ſie ſauer, und ziehen die Zunge zuſammen. Sie ſind jährlich acht gantzer Monaten durch zeitig, und währender dieſer Zeit eſſen die Einheimiſchen kein ander Brod. Die Reiſende haben bemercket, daß dieſer Baum nirgends, als in den **Philippiniſchen** und **Ladroniſchen** Inſeln gefunden wird. Es wächſt auch ein wenig Reis daſelbſt, weil aber der Grund ſehr trocken iſt, taugt er nicht ſonderlich zum Reis-Bau. Sie haben auch keinen ſonderlichen Uberfluß von Fiſchen. Ihr Schwein-Fleiſch iſt ein gut Eſſen, weil ſie die Schweine mit Cocus-Nüſſen füttern. Die Einwohner ſind wohl gebildet, ſtarck von Leibe und groß von Gliedern. Ihre Farbe iſt ein wenig gelb, die Haare ſchwartz und lang, und die Augen klein. Sie haben dicke Lefftzen, und weiſſe Zähne. Ihre Geſtalt iſt ein wenig länglich, und ihre Mine etwas ſtorriſch. Dem ungeachtet ſind die Leute höfflich und freundlich gnug, ob ſie gleich das Unglück hatten von denjenigen, die dieſes Land erſt entdeckten, in ſo übeln Ruf gebracht zu werden. „Wie *Gentil* „berichtet, gehen ſie faſt nacket, und führen eine ſchlechte und elende Lebens-Art.„ Sie werden vielfältig von einer Kranckheit angefochten, die dem Ausſatz ſehr ähnlich iſt: übrigens aber iſt die Luft ſehr geſund, ins beſondre in der trocknen Jahr-Zeit. In der Regen-Zeit, welche im Junio anfängt, und im October aufhöret, iſt die Luft dick und nebelicht. Die Regen-Güſſe ſind aber weder ſtarck noch beſchwerlich. „Zu der Zeit graßiren die Fieber hier und die Luft iſt ungeſund.„ Dieſe Inſeln ſind ſo weit von den **Philippiniſchen** und andern Inſeln entfernet, daß die weſtliche Winde ſelten ſo weit reichen: und wenn ſie ja einmal bis dahin wehen, halten ſie doch ſelten lange an. Die Einheimiſchen ſind groſſe Meiſter Böte und andere kleine Fahrzeuge zu bauen. „Sie machen ihre Böte an beyden Enden ſpitz. Der „Boden wird aus einem Stück gemacht, wie die *Canoes* der Weſt-Indianer, und „dienet ihnen an ſtatt eines Kiels, iſt auch 28 Fuß lang. Das Untertheil von die„ſem Kiel wird rund gemacht, und gehet etwas ſpitz zu als ein Keil. Das Ober„Theil iſt ſehr flach, und hat eine kleine Hölung in der Mitten, iſt auch nur einen „Fuß breit. Hernach wird das Boot an beyden Seitten von Bretern, die fünf „Daum breit ſeyn, ungefehr fünf Fuß hoch aufgeführet. Was aber an dieſen Bö„ten am meiſten zu bemercken, iſt dieſes, daß die eine Seite gantz platt iſt, die andere „aber rundlich zugehet, und einen ſehr dicken Bauch hat. Oben ſind ſie vier bis „fünf Fuß weit, und der Maſt ſtehet in der Mitten, an welchem eine Rahe oder See„gel-Stange befeſtiget, welche, als eine Bezens-Rahe an unſern Schiffen kan auf „und niedergelaſſen werden. Das unterſte Ende dieſer Rahe wird an dem Vorder„Theil des Boots in einer darzu gemachten Körbe feſt gemacht, da unterdeſſen das „Ober-Theil über die hinterſten heraus hänget. Hieran wird das Seegel oben

„befe-

„befeſtiget; unten aber wird es an ein Stück Holtz angemacht, womit man es auf-„ſpannen und zuſammen ziehen kan, wenn man rudern muß. Sechs oder ſieben „Fuß von der runden Seite des Boots ab liegt eine kleine *Canoe*, oder ein ſehr leicht „Stück Holtz, welches ſo lang iſt, als das groſſe Fahrzeug: oben aber nicht mehr „als anderthalb Fuß breit, und an beyden Enden ſpitz iſt. Dieſes wird mit zwey „Bamboes-Höltzern ſo dick als ein Bein, die queer über beyden Enden des Boots lie-„gen, an das Fahrzeug befeſtiget, um zu verhindern, daß ſelbiges nicht umſchlage„. Die platte Seite des Boots wenden ſie gegen den Wind, der hier durchgehends faſt Oſt iſt. Weil ſie an jedem Ende Vorſteven haben, gebrauchen ſie einen Ruder-Riemen an ſtatt des Steuers, und ſeegeln mit beyden Enden vorwerts, und haben nicht nöthig umzukehren, wie unſre Schiffer, ja man meint, daß ſie die beſten See-gler in der gantzen Welt ſeyn ſollen. *Dampier* hat eines von dieſen Böten probirt, und meinet, daß ſie in einer Stunde 24 Engliſche Meilen lauffen können. Ja er erzehlet, daß die Leute von *Guam*, nach einer von den Ladroniſchen Inſeln, die 30 teutſche Meilen von dannen entfernet iſt, hinſeegeln, daſelbſt ihre Geſchäffte verrich-ten, und wieder auf *Guam* ſeyn können innerhalb 12 Stunden. Die Fluth ſtei-get hier nur zwey bis drey Fuß hoch. Die Einwohner dieſer Inſel haben nette Klei-der, höltzerne mit Palmen-Blättern gedeckte Häuſer. „Daß dieſe nicht zu prāch-„tig ſeyn, kan man aus der Beſchreibung von dem Wohn-Hauß des Gouverneurs „abnehmen. Hier zu Lande würde man ſolches eine Hütte nennen. Es iſt mit „Stroh und Palm-Blättern gedeckt, und beſtehet nur aus dreyen Zimmern, deren „zwey für den Gouverneur und eines für die Indianiſche Mägdgens, die er hält, „eingerichtet ſeyn. Dieſer Pallaſt hat doch noch einen Vorhof, Gallerie und Pfor-„te, dieſe aber iſt nur eine Einfaſſung mit einem Zaun und einer gegitterten Thüre. „Die Einheimiſchen wohnen in Dörfern zuſammen an dem Strande an der Weſt-„Seiten der Inſel„. „Doch findet man auf den Bergen noch etliche andre Woh-„nungen von Indianern, welche entweder ſich dem Spaniſchen Joch nicht haben „unterwerfen wollen, oder auch es nach der Zeit abgeſchüttelt haben„. Sie haben Spaniſche Prieſter, welche ſie im Chriſtenthum unterrichten ſollen. Auf der Inſel waren vorhin drey oder vierhundert Indianer, oder wie *Gentil* berichtet, gar 15000, „welche aber unter der Spaniſchen Regierung zum deutlichen Beweiß ihrer Ver-„zagtheit bis auf 1500 weggeſchmoltzen ſeyn„. Denn ſie machten einmal einen Anſchlag wieder die Spaniſche Beſatzung, welche nur aus 30 oder 40 Soldaten beſtunde. Als aber der Aufſtand durch den Gouverneur bald gedämpfet wurde, verwüſteten ſie ihre Plantagien, und zogen nach andern Inſeln hin: ſo, daß zu *Dampiers* Zeiten nicht über 100 Indianer da geweſen. Und dieſe Uberbleibſels waren auch den Spaniern ſo abhold, daß ſie den Engelländern hülfliche Hand an-

boten, wenn ſie ſich der Spaniſchen Fortreſſe bemeiſtern wolten. „Dieſe Inſel „ſcheinet kaum der Unkoſten wehrt zu ſeyn, die der König von Spanien darauf ver„wenden muß, ſie zu behaupten. Sie wenden vielleicht ein, daß ſolches aus geiſtli„chen und heiligen Abſichten geſchehe, um Gelegenheit zu haben, die Einwohner „durch die *Miſſionarios* zum Chriſtlichen Glauben zu bekehren. Wir vermeinen „aber, daß ſie dieſe Inſeln vornemlich deswegen beſetzt halten, damit die Schiffe, „die jährlich von *Aquapulco* nach *Manila* fahren, nach einer ſolchen langen Reiſe von „drey Monaten ſonder Land oder Sand zu ſehen, allhier einen bequemen Erfri„ſchungs-Platz haben mögen„.

Das dritte Capitel

Handelt von den Nahmen, der Lage und dem Bezirck der Philippiniſchen Inſeln überhaupt und Mindanao insbeſondere, wobey auch zugleich von den Winden Monſons, Strömen und Haven auf der obgedachten Inſel Mindanao gehandelt wird.

Die Philippiniſche Inſeln beſtehen aus einer groſſen Anzahl von Inſeln, deren, wie einige meinen, wohl tauſend ſeyn ſollen. Nach dem Bericht, den wir noch zur Zeit davon haben, erſtrecken ſie ſich von dem fünfften Grad Norder-Breite ungefehr bis an den 19. und von dem 134ſten Grad der Länge ebenfals ungefehr bis an den 147ſten. Sie liegen ungefehr 400 Meilen Weſtwerts von den Ladroniſchen Inſeln und 120 Südwerts von China, und 200 Meilen Oſtwerts von Cochin-China. Die Spanier haben ſie die Philippiniſchen Inſeln genant nach König Philippo II, unter deſſen Regierung die erſte Spaniſche und Europäiſche Colonie dahin gebracht wurde. *Ferdinandus Magellanes* aber, der ſie erſt entdeckete, nante ſie *Archipelagum S. Lazari*, weil er ſie erſtlich am Sonnabend vor Oſtern Anno 1521. erblickete, welcher Tag in Spanien *S. Lazari*-Tag genennet wird. Wiewohl ich die Garantie wegen der Wahrheit dieſer Sachen nicht über mich nehme, weil ich mich auf den Catholiſchen Calender gar nicht verſtehe.

Dieſe Inſeln ſind vermuthlich erſtlich aus dem feſten Lande von China mit Einwohnern bevölckert worden, und ſind vormals unter der Botmäßigkeit des Chineſiſchen Kaiſers geſtanden, welcher ſelbige allem Anſehen nach darum verlaſſen hat, weil ſie zu weit von ſeinen übrigen Herrſchaften entlegen waren. In ihrer Religion aber und ihren Ceremonien bey dem Gottesdienſt, die ſie hatten, als die Spanier daſelbſt ankamen, funden ſich deutliche Spuren von ihrer Chineſiſchen Abkunft.

Die vornehmſte von dieſen Inſeln ſind 1. *Luconia* oder *Manila*, wie ſie die Portugieſen nach der Haupt-Stadt nennen, 2. *Tandara* oder *Samar* unterweilen auch *Philippina* genant, 3. *Masbate*, 4. *Mindoro*, 5. *Luban*, 6. *Paragua*, 7. *Panay*, 8. *Leytel*, 9. *Bohol*, 10. *Sibu*, *Zebu* oder *Logbu*, 11. *Negros*, 12. *St. Johann*, 13. *Xollo*, 14. *Mindanao*. Mit der Beſchreibung der letztern aber will ich anitzo den Anfang machen.

Die Inſel *Mindanao* iſt nächſt *Luconia* die Gröſte von allen Philippiniſchen, und hat 60 Holländiſche Meilen in die Länge, und 40 bis 50 in die Breite. Das Südweſtiſche Theil liegt ungefehr auf dem 6. Grad Nordlicher Breite, und das Nordoſtliche ungefehr auf dem 8. Grad. Dieſe Inſel ſtehet nicht gäntz unter einem Regenten. Sie haben auch nicht an allen Orten einerley Religion und Sprache. Die meiſten Einwohner ſind Mahometaner, und haben einerley Sitten und Manieren, ſtehen auch alle unter dem Sultan von *Mindanao*, welcher ſie nach ſeinem ſouverainen Willen und nicht nach geſchriebenen Geſetzen regiert. Dieſe ſind die eigentliche Mindanajaner, und wohnen an den See-Küſten, woſelbſt ſie mit den Fremden einen ſtarcken Handel treiben. Die Leute, die mitten im Lande wohnen, und die Gebüſche und Berge inne haben, werden Hilanoer genant, dieſe haben reiche Gold-Minen. Sie haben auch viel Wachs von Bienen, welches ſie an die Mindanajer gegen Kleider und andere Nothwendigkeiten vertauſchen. Die Sologuer ſind unter den Einwohnern dieſer Inſel am wenigſten zahlreich, und wohnen im Nordweſtlichen Theil. Dieſe haben wenig Gemeinſchaft mit den Unterthanen des Sultans von *Mindanao*, handeln aber viel auf *Manila* und die benachbarte Inſeln. „Es giebt auch einige Alforen daſelbſt. Dieſe aber ſind eine Nation mit den „*Mindanajern*; wurden aber den Kindern des Sultans vormals zur Appanage ge„geben. Hernacher haben ſie einen Sultan aus ihrem Mittel gehabt. Als aber dieſer „ſich durch eine Heyrath wieder mit dem Sultan von *Mindanao* verband, prætendirte „der Sultan nachmals, daß ſie wieder ihm unterthan ſeyn ſolten, und überzog ſie „deswegen vor einigen Jahren mit Krieg„. „Es ſind unterſchiedliche hübſche Ha„ven und Meer-Buſen auf der Inſel, woſelbſt die Schiffe ſicher liegen können„: „auch ſo gar an der Oſt-Küſte, woſelbſt die Inſel *St. Jan*, welche nicht weit davon „lieget, *Mindanao* wieder das ſtarcke Schlagen der Wellen bey dem Oſtlichen Paſ„ſat-Wind bedecket„. Sie haben auch Ströme, darauf man mit *Canoes*, *Prawen* und Böten fahren kan; welche auch ſo wohl, als die Seen ſehr fiſchreich ſeyn, und vor andern einen groſſen Uberfluß haben an *Bonotoes*, *Kavallier*, Braſem, Barben, See-Schild-Kröten, und kleine *Manaten*, welche kleiner als die Weſt-Indianiſche, und nicht über 600 Pfund ſchwer ſind.

Die Luft iſt in dieſer Inſel, ob ſie gleich unter der Linie lieget, ins beſondre an den See-Küſten nicht ſehr heiß, weil ſie bey Tage immerfort durch die See-Winde, und bey Nacht durch die Land-Winde abgekühlet und erfriſchet wird. In dem einen Jahr ſtehet der Wind immerfort im Weſten, und in dem andern in Oſten. Der Oſt-Wind beginnet zu wehen im October, ſetzt ſich aber nicht recht feſt vor dem Mittel des Novembers, und bringet allezeit ſchön Wetter mit ſich. Im Majo beginnet der Wind nach dem Weſten umzulauffen, ſteht aber nicht beſtändig in der Ecken vor den Junium, und bringt Regen und Ungewitter mit ſich. Dieſes ſind vornemlich Donner-Wetter, die gegen den Wind aufziehen. Wenn der Wind erſtlich nach dem Weſten geht, weht es wenig, und kommen nur ein oder zwey Orcanen auf einen Tag. Wenn ein ſolcher Sturm über iſt, läuft der Wind wieder nach dem Oſten, und das Wetter kläret ſich wieder auf. Hernachmals aber kommen ſie öfter an einem Tage und geſchwinder auf einander, mit hefftigen Wirbel-Winden und ſtarcken Donner-Schlägen. Zuletzt folgen die Orcanen ſo geſchwind auf einander, daß der Wind faſt niemals die Ecke, da ſie herkommen, nemlich das Weſten, verläſt. Alſo bleibt das Wetter ſtehen bis gegen den October- oder November-Monat. Währender dieſer Zeit iſt die Luft dick mit Wolcken umzogen, und fällt ſtarcker Platz-Regen mit erſchrecklichen Donner-Schlägen und Wetterleuchten. Die gröſten Bäume werden unterweilen mit der Wurtzel aus dem Grund geriſſen. Die Ströme treten aus, und überſchwemmen das flache Land, und reiſſen mannigmal gantze Bäume mit ſich weg. Es geht auch manche Woche hin, da ſie weder Sonne noch Sterne zu ſehen kriegen. Das ſchlechteſte Wetter haben ſie zuletzt im Julio und im Anfang des Auguſti, um welche Zeit es ſehr kalt und froſtig iſt. Im September nimmt beydes Wind und Regen ab, und die Luft wird heiterer: alle Morgen aber liegt ein dicker Nebel überm Lande, bis die Sonne nach 9 Uhren oder gegen Mittag herdurch bricht. Im October aber drehet ſich der Wind wieder nach dem Oſten, und wehet recht friſch bis an den April.

Das vierte Capitel

Handelt von den Gebäuden zu Mindanao, von dem Genie und Temperament der Leute, ihrer Geſtalt, Farbe und Kleidern, wie auch von ihren Speiſen, Geträncke und Ergötzlichkeiten.

DIe Stadt *Mindanao* iſt die Haupt-Stadt der gantzen Inſel, und lieget an der Süder-Seite derſelben ungefehr auf dem 6. Grad Norder-Breite, und ſtehet

het an dem Ufer eines kleinen Stroms ungefehr zwey Meilen von der See. Ihre Häuſer ſind den Häuſern der *Siameſer* gleich und ſtehen auf Pfählen von 14 bis 20 Fuß hoch über den Grund, und haben nur ein Stockwerck, welches in verſchiedene Zimmer eingetheilet wird. An allen Häuſern iſt eine Treppe, auf welcher ſie ins Hauß hinein klettern. Dieſe Manier zu bauen haben ſie aus derſelben Urſache erwählet, um welcher willen die *Siameſer* ſelbige gebrauchen: weil nemlich ihre Städte auf dem flachen Lande an den Strömen, welche jährlich austreten, gebauet ſeyn. Ihre Gebäude ſind im übrigen ſehr ſchlecht. Die Mauren und Dielen werden von geſpaltenen Rotting oder Bamboes-Holtz aufgeführet, und das Dach wird von Palmen-Blättern gemacht. Das Volck hält Enten und zahme Vögel unter den Häuſern, und weil ſie auch ihre Miſthaufen bey den Häuſern haben, ſind die Vögel nicht ſonderlich wohlſchmeckend, ohne zur Zeit der Uberſchwemmung, als welche alle den Unrath wegſpület. Des Sultans Wohnung iſt ſehr groß, und ruhet auf 180 groſſen Pfeilern oder Bäumen, iſt auch weit höher als die gemeine Gebäude. Die Treppen, auf welchen man hinauf ſteiget, ſind groß und breit. In dem erſten Zimmer des Pallaſtes liegen 20 groſſe eiſerne Canonen auf ihren Lavetten, alle von den Sorten, welche die Engelländer *Sakers* und *Minions* nennen. Nahe bey dem Pallaſt des Sultans iſt ein Haus, darinn die Geſandten und fremden Kaufleute empfangen werden, und daſelbſt ihre Conferentze halten. Die Diele iſt mit Matten artig bedecket, weil dieſes Volck mit creutzweis übereinander geſchlagenen Beinen ſitzet, und keine Stüle gebrauchet. Die Stadt *Mindanao* iſt ungefehr eine Meile lang, aber nicht ſonderlich breit, und an der rechten Hand, wenn man den Strohm hinauffähret, an deſſen krummen Ufer gebauet, es liegen aber auch etliche Häuſer an der andern Seite des Strohms. An der Mündung des Strohmes *Mindanao* iſt zur Fluth-Zeit kaum 10 oder 11 Fuß Waſſer, ſo, daß ein groß Schiff nur ſchwerlich in den Strohm hinein kommen kan.

Die Mindanajers ſollen ein vernünftig und liſtig Volck ſeyn, und hurtig genug, wenn ſie ſich eine Sache auszuführen vorgeſetzet haben. Sie ſind aber gröſten theils ſehr faul und diebiſch, und gehen ſchwerlich an die Arbeit, es treibe ſie dann der Hunger dazu. Unſer Autor aber ſchreibet ihren Unfleiß vornehmlich der gewaltthätigen Regierung zu, welche nicht leidet, daß ſie ihr Gut ruhig beſitzẽ mögen; dahero ſie dann auch ſich nicht viel bemühen etwas zu erwerben. Die Mindanaiſche Manns-Perſonen ſind nett von Gliedern, ſchmuck von Leibe, klein von Kopf, und ihr Geſicht iſt faſt oval-rund, die Augen aber klein und ſchwartz. Sie haben eine kurtze Naſe, platte Stirne, breiten Mund, rothe dünne Lefftzen, und ſchwartze Zähne, wie andere Indianer. Ihre Farbe iſt gelb aber doch heller, als bey einigen ihrer Nachbaren. Die Nägel, und insbeſondere den am lincken Daumen, laſſen

ſie ſehr lang wachſen, welche ſie nimmer beſchneiden, ſondern nur ſchaben, und mit Fleiß wachſen laſſen. Sie haben ein ſtattliches, oder vielmehr, wie etliche Voyageurs ſagen, ein ſtoltzes und hoffärtiges Anſehen: gegen Fremde aber ſind ſie höflich genug; anbey aber ſind ſie auch ſchlimm genug ſie unter dem Schein der Freundſchafft zu betriegen, wie *Valentyn* und *Dampier* berichten, und auch unten aus dem 5. Haupt-Stück erhellen wird. Sonſt gehen ſie mit den Fremden ſehr frey um, ohne wenn man ſie beleidiget oder ſchimpfet; alsdenn aber ſollen ſie in ihrer Rache unverſöhnlich ſeyn, welche ſie heimtückiſcher Weiſe durch Meuchel-Mord oder Vergifftung ausführen. Sie tragen eine Art von einem leinen Küttel oder Hembde, welches ihnen bis ans Knie reichet, und ein paar Hoſen: Strümpfe aber und Schuhe tragen ſie gar nicht. Das Haupt bedecken ſie mit einem leinen Turban, welcher einmal ums Haupt gewunden und alsdenn zugebunden wird. An den Enden iſt dieſer Turban mit Frangen beſetzet, welche ſie bey den Seiten herunter hängen laſſen. Die Weiber haben lange ſchwartze Haare, welche ſie in einen Schopf hinten am Haupte zuſammen binden. Ihr Geſicht iſt ein bisgen runder, als der Männer, ihre Farbe iſt auch ein wenig beſſer. Ihr Angeſicht iſt ſehr artig, ausgenommen die Naſe, welche klein und niedrig, und die Stirne, welche ſehr platt iſt. Dahero laſſen ſie in der Ferne weit ſchöner, als in der Nähe. Sie tragen, wie die Männer, ein Hembd mit Ermeln, die, wie *Dampier* ſagt, weit länger als die Arme ſeyn, dabey aber ſo enge, daß ſie die Arme kaum hindurch bringen können, daher ſie bey dem Gelencke der Hand voller Runtzeln ſitzen. Sie tragen auch einen kurtzen Ober-Rock, oder ein Stück Leinwand, welches ſie mitten um den Leib zuſammen winden. „Solches iſt nemlich eine Elle weiter als der Umfang des Leibes erfodert, daher faſſen ſie „es zuſammen, und drehen es ſo lange herum, bis es feſt ſitzen bleibet„. Die anſehnlichſten Leute kleiden ſich in Seide und Callicoe, der gemeine Mann aber trägt ein Zeug, das von einem gewiſſen Baume, Saggen genant, gemacht wird, und auch den Nahmen davon führet. Das Frauenzimmer trägt auch weder Schuhe noch Strümpfe, eben ſo wenig als die Manns-Perſonen.

Ihre Weiber haben völlige Freyheit mit den Fremden umzugehen, und ſie in ihren Häuſern zu tractiren. Weitere Gemeinſchafft aber iſt ihnen nicht erlaubet. Wenn etliche Fremde zu *Mindanao* anländen, ſo haben ſie die Gewohnheit, daß die Männer an Bord kommen, um zu vernehmen, ob ſie von einer *Comrade* oder *Pagally* bedient zu werden Belieben tragen. *Comrade* bedeutet einen Freund von Manns-Perſonen, welches Wort ſie von den Spaniern ſcheinen gelernet zu haben, *Pagally* aber iſt eine Freundin unter dem Frauenzimmer. Ein jeder Fremder iſt faſt gezwungen, eine ſolche Art von Freundſchafft zu ſtiften: und wenn er an Land gehet, wird er in dem Hauſe ſeines *Comrade*, oder auch ſeiner *Pagally* ſehr freundlich aufgenommen; woſelbſt er vor gute Bezahlung eſſen, trincken und ſchlafen kan, denn

ſie geben ſelten etwas umſonſt, auſſer ein wenig Toback oder Betel. Die vornehmſten Männer erlauben ihren Weibern öffentlich mit ihren *Pagallien* umzugehen. Sie tragen Ringe an den Fingern und güldene oder ſilberne Arm-Bände an den Händen.

Das gemeine Volck lebt vornehmlich von Reis, oder *Sago* und kleinen Fiſchen. Die Vornehmen eſſen Büffel-Fleiſch und Vögel zu ihrem Reis, ihre Koſt iſt aber ſehr ſchlecht. Sie gebrauchen keine Löffel, ſondern ſchöpfen den Reis mit den Händen aus der Schüſſel. Selbigen kneten ſie in harte Klumpen, ſo groß, als ſie ſie nur in den Mund bringen können; und pfropfen den Mund unterweilen ſo voll damit, daß ſie bey nahe erſticken. „Denn je voller ſie den Mund ſtecken, je artiger es ihnen dünckt„. Sie waſchen ſich allemal nach der Mahlzeit, und ſo offt ſie etwas angerühret haben, davon ſie vermeinen unrein zu werden. Dahero gebrauchen ſie viel Waſſer in ihren Häuſern. Wann das Waſſer etwa faul wird, gieſſen ſie es nur von oben, durch die Diele herunter, welche von geſpaltenen Rotting als von Latten zuſammen geſetzt iſt. Wenn jemand kranck iſt, machen ſie ein Loch in der Diele an ſtatt eines Nacht-Stuhls, welches ihre Wohnungen in ſolchem Fall bequem genug machet. Geſunde Leute aber von beyderley Geſchlecht bedienen ſich allezeit des Stroms. In demſelben baden ſie ſich auch, und waſchen ihre Kleider: dahero man vom Morgen bis in die Nacht eine groſſe Menge von Leuten bey dem Strom antrifft. So wohl Männer, als Weiber mögen gerne ſchwimmen, und ſich baden, wozu ſie ſich von Kindes-Beinen an gewöhnen. Solches wird auch in allen heiſſen Ländern für ſehr geſund gehalten, ins beſondre, wenn jemand vom Durchfall geplagt wird. Sie haben ein ſehr ſtarck Getränck, welches ſie von Reis, der im Waſſer eingemiſchet worden, verfertigen. Dabey machen die Einheimiſchen ſich ſehr luſtig: wenn ſie aber Fremde tractiren, trincken ſie nicht aus demſelben Gefäß mit ihnen, um dadurch nicht verunreiniget zu werden. Bey allen öffentlichen Solennitäten und Freuden-Tagen haben ſie Weiber, die vor ihnen ſingen und tantzen müſſen, und dazu recht erzogen und abgelehret ſeyn. Sie haben aber keine muſicaliſche Inſtrumenten. Sie ſpringen auch nicht von dem Boden auf, oder rühren ihre Füſſe beym Tantzen, ſondern zeigen, wie gelenck ihre Glieder ſeyn, durch allerhand wunderliche Poſituren, darin ſie ſich winden und biegen, ſo, daß einer der ihnen zuſiehet, faſt gedencken ſolte, daß ſie kein Gebeine unterm Fleiſch haben. Bey ihren prächtigen Gaſtmahlen tritt auch öftermalen ein eintzler Mann hinein, welcher einen Held agiren ſoll, und deßwegen ein gräßlich Geſicht machet. Er ſchreyet anfangs einmal oder zwey überlaut, und marchirt mit groſſen Schritten, in der einen Hand eine Lantze und in der andern ein Schwerdt haltend, quer über das Zimmer hin. Wenn er dann einige mal mit drohenden Minen hin und her geloffen iſt, ſtam-

pfet er mit den Füſſen, ſchüttelt den Kopf, und wirft ſeine Lantze weg, und zucket ſein *Creſſet*, mit welchem er als ein toller Menſch, in die Luft hinein hauet. Wenn er endlich ſeinen Feind gleichſam zu Boden geworfen hat, ſo thut er zwey oder drey Hiebe mit ſeinem breiten Schwerdt in die Diele, als wenn er ihm den Kopf abha- cken wolte: und alsdenn tritt der erſte ab, auf welchen ein anderer folget, der eben dieſelbe Rolle ſpielet. Dergleichen Spiegel-Gefechte machen nicht nur die Ge- nerals und vornehme Herren, ſondern der Sultan ſelbſt, wenn er dabey iſt, be- ſchlieſſet manchmal die Comödie: und läſt ſich ſeine gantze Rüſtung anlegen, als wenn er in Ernſt gegen den Feind angehen ſolte.

Sie jagen wilde Kühe und Büffel-Ochſen, wie auch Hirſche und ander Wild, womit ſie reichlich verſehen ſeyn, und nehmen ihre Weiber zum öftern mit auf die Jagd, damit ſie auch an dem Divertiſſement Antheil haben mögen. Ihre Ma- nier zu jagen iſt dieſe: Sie umſtecken ein groß Stück Land mit ſtarcken Zäunen, und treiben das Wild dahinein und jagen ſie alſo. Denn Hunde haben ſie nicht, und Flinten wiſſen ſie nicht zu gebrauchen.

Das fünfte Capitel

Handelt von ihrer Schiffarth, Handlung, Manufacturen, Mün- tzen, Gewicht, Erdreich, Pflantzen, Thieren und Mineralien.

Sie bauen Schiffe und Fahrzeuge, die ſo wohl zur Handlung als zur Luſt be- quem ſind, und auch einige Kriegs-Schiffe. Ihren vornehmſten Handel führen ſie mit der Inſel *Manila*, dahin bringen ſie Gold und Wachs von Bienen, und bringen Kattunen, Leinwand, Neſſel-Tuch und Chineſiſches Seiden-Zeug mit zurück. Sie treiben auch Handlung auf der Inſel *Borneo*. Die Holländer kommen hier mit Chaloupen herüber von *Ternate* und *Tidor*, Reis, Wachs und Toback zu kaufen. Doch ſaget *Valentyn* nichts vom Toback. Letzterer wächſt auf dieſer Inſel weit überflüßiger, als auf einer andern Indianiſchen Inſel, *Manila* allein ausgenommen, und iſt ungemein gut. Das Volck aber weiß nicht ſo gut ihn zu tractiren, als die Spanier auf *Manila*. Unſer Autor *(Dampier)* bildet ſich ein, daß die Spanier den Saamen erſtlich aus *America* gebracht haben. Weil aber dieſe Inſeln ſo nahe an *China* liegen (woſelbſt man den Toback ſchon gebauet hat, ehe und bevor die Europäer in dieſes Theil der Welt gekommen) und vormals unter der Chineſer Botmäßigkeit geſtanden ſeyn; ſo iſt wahrſcheinlich, daß ſie ih- ren erſten Toback daher bekommen haben, wo ſonſt die Inſel ihn nicht von Natur hervor-

hervorbringet. Der Toback von *Mindanao* iſt dunckler von Farbe, als der von *Manila* und hat gröſſere Blätter, welches man dem fetten Grunde zuſchreibet. Der Toback von *Manila* aber iſt halb gelb, und hat nur mittelmäßige Blätter, iſt aber nicht ſtarck, und angenehm zu rauchen. Die Einwohner von *Manila* tractiren ihren Toback ſehr gut, und können ihn dahero in gantz Indien ſehr theuer verkaufen: dahingegen die von *Mindanao*, deren Toback nimmer ſo gut eingeerndet und gepfleget wird, ihn für einen geringern Preis loßſchlagen müſſen; ſo, daß man 10 bis 12 Pfund Toback um eine Real kaufen kan.

Der gemeine Mann zu *Mindanao* iſt durch die Banck ſehr diebiſch, und daher müſſen die Kauf-Leute auf ihre Waaren und Güter genaue Achtung geben laſſen. Die Richter und Vornehme ſind nicht beſſer, ſondern halten öftermalen die Güter der Fremden unter einem nichtigen Vorwand an, ob ſie gleich von ihrer richtigen Handhabung der Gerechtigkeit viel Weſens machen. *Dampier* erzehlet, daß der Capitain *Goodlud*, der mit ihm da war, einſtmal von einem Oberſten des Volcks um einige Güter wäre gebracht worden. Der arme Dieb retirirte ſich aber ins Gebürge, und ward erſtlich ertappet, als der Capitain *Goodlud* ſchon weggeſeegelt war. Dahero ließ der General ihn gebunden zu dem Capitain *Swan* bringen, welcher das Schiff führte, in welchem *Dampier* war, mit Bitte, daß er ihn nach Belieben abſtrafen möchte. Als aber der Capitain *Swan* ſich deſſen weigerte, ließ der General den Gefangenen nacket ausziehen, und mit Händen und Füſſen an einen Pfahl binden, und alſo mit dem Angeſicht gegen die Sonne von Morgen bis an den Abend hinſtellen, welche Strafe hart genug war. Denn auſſer der ungeheuren Hitze, ſetzten ſich die Mücken über ſeinen gantzen Leib, und zerbiſſen ihn erbärmlich. Hernach bot ſich der General an ihn tödten zu laſſen, wenn Capitain *Swan* ſolches verlangete. „Aber eben derſelbe General hatte doch auch im Sinn „die Engelländer aufs Auge zu drücken. Denn er rieth ihnen, daß ſie ihr Schiff in „den Strom hinein bringen ſolten, damit die Würmer es verzehren, und alſo die La„dung ihm zu theil werden möchte. Welcher Streich ihnen vorhin zum öftern ge„glücket war.„ Es iſt eine gantz gemeine Strafe bey ihnen, daß ſie die Miſſethäter obbeſchriebener maſſen nacket an der Sonne braten laſſen. Unterweilen legen ſie ſelbige auch wohl nacket auf den Rücken in den heiſſen Sand, darin ein Menſch kaum ſeine Füſſe ſetzen kan.

In den Seen und Strömen bey dieſer Inſel herum wird man ſehr von einer groſſen Art Würmer incommodiret, welche ein Schiff in kurtzer Zeit vernichten können. Die Einheimiſchen ſchleppen deswegen, ſo bald ſie aus der See kommen, ihre Schiffe, *Canoen* und Barquen an Land, und laſſen ſie nicht lange im Waſſer liegen. Dieſe Würmer ſind vornehmlich in den Meer-Buſen, Buchten und

an den Mündungen der Ströme, oder andern Oertern nahe am Strande anzutreffen. Man findet ſie ſelten weit in der See hinein. Und wenn ſich ja etliche finden, ſo haben ſie ſich in die Plancken eingefreſſen, unterdeſſen daß die Schiffe am Lande gelegen.

Die Mindanaſer befürchten gar ſehr, daß die Holländer, welche gewiſſe benachbarte Inſeln unter ihre Sclaverey gebracht haben, ſich mit der Zeit ihres Landes auch bemächtigen werden, oder ihrer Handlung Gräntzen ſetzen, und Abbruch thun mögen. Sie würden gerne ſehen, daß die Engelländer daſelbſt eine Factorey anlegen, und ſie wieder die Gewalt der Holländer ſchützen möchten. Sie haben ſo wohl als andere Völcker in dem Orient gar wohl bemercket, daß die Engelländer niemals getrachtet haben, eine Nation, unter welcher ſie ſich niedergelaſſen, oder Handlung getrieben, zu ihren Sclaven zu machen. Dahingegen haben die Spanier, Portugieſen und Holländer immer bey Gelegenheit ſich der Länder und Inſeln bemeiſtert, wo ſie einmal Fuß an Land geſetzet, ob ſchon ſelbige von ihren eigenen Fürſten regiert wurden. Es iſt ſchwerlich eine conſiderable Inſel in Oſt-Indien, da die Holländer nicht entweder mit Gewalt, oder mit Liſt die Herrſchaft über ein Theil derſelben an ſich geriſſen, und den rechtmäßigen Herrn unter allerhand Vorwand abgeſetzt haben. Ja wenn ſie keine Urſache zum Kriege an ihnen finden können, haben ſie ſie mitten im Frieden angegriffen, und ſich gewaltthätiger Weiſe der Regierung bemeiſtert. Einige Orientaliſche Nationen ſind ſo empfindlich über dieſe Practiquen, daß ſie mit den Holländern auf keinerley Art noch Weiſe zu thun haben wollen, oder zugeben, daß ſie in ihre Länder und Herrſchaften kommen. Es iſt mercklich, daß die Holländer (da in Europa kein Volck ſo ſehr über die Unterdrückung der Freyheit klaget, als ſie, ja dieſe ſelbſt als eine Urſache anführen, warum ſie von ihrem rechtmäßigen Herrn abgefallen ſind) dennoch in kurtzer Zeit die gröſte Tyrannen und Unterdrücker geworden ſeyn, welche iemals im Orient und vielleicht in der gantzen Welt bekant geweſen.

Es iſt auch gewiß, daß die Holländer nichts ſo ſehr befürchten, als daß die Engelländer das Anerbieten der Mindanaſer und anderer Orientaliſchen Völcker möchten annehmen, und ſich unter ihnen niederlaſſen, und ihre Anfoderung auf *Amboina* und die Moluckiſche Inſeln wieder hervor ſuchen, deren ſie ſich auf eine ſchelmiſche Weiſe bemeiſtert haben: wovon aber ein mehrers bey den Moluckiſchen Inſeln wird geſaget werden.

Die Inſel *Mindanao* iſt in der Mitten voller Wälder und Berge, und hat verſchiedene angenehme Thäler. Der Grund des Erdreichs iſt insgemein eine tiefe ſchwartze Erde, die ſehr fruchtbar iſt. Ob gleich auch einige Hügel ſehr ſteinigt ſeyn; ſo wächſt doch lang Zimmer-Holtz darauf, und in einigen findet man Gold-

Minen.

Minen. Die Thäler werden von hübſchen Strömen und Bächen bewäſſert, und ſind mit ſehr vielen und ſehr unterſchiedlichen Blumen und Pflantzen, die das gantze Jahr durch grün bleiben, bekleidet. Die meiſten aber von dieſen Gewächſen ſind uns unbekant. Eine von dieſen Pflantzen wird von den Einwohnern *Libby*, von den **Europäern** aber der *Sago*-Baum genennet. Dieſe Bäume wachſen wild längſt den Strömen in groſſen Wäldern von 5 bis 6 Meilen in die Länge. Aus dem Marck dieſes Baumes machen ſie das *Sago*, welches die Einwohner jährlich 4 oder 5 Monaten hindurch an ſtatt des Brods eſſen. Der Baum ſiehet einem Palm-Baum ſehr ähnlich. Die Rinde und das Holtz iſt hart und dünne aber voller Marck, wie der Hollunder. Wenn ſie die Bäume umhauen und mitten durchgeſpalten haben, kratzen ſie das Marck heraus, und ſtoſſen ſelbiges mit einer höltzernen Keule in einem Mörſer. Ferner ſpreitzen ſie es dick über ein Tuch aus, und gieſſen Waſſer darauf, welches alle nahrhafte Materie, die in dem Marck ſteckt, durch das Tuch wegſpühlet, und nur eine unnütze leichte Materie zurück läſt. Dasjenige nun, was durchgeſeiget worden, ſetzt ſich auf dem Boden, als ein Leimen. Hernachmals gieſſen ſie das Waſſer ab, und backen Kuchen daraus, welche recht, als gut ſchmackhafft Brod ſchmecken. Das *Sago*, welches nach den andern Theilen von **Indien** verführet wird, iſt hart in kleinen Stücken, nicht gröſſer als ein Saamen-Körnlein gedürret. Diejenigen, welche mit der Rothen-Ruhr behaftet ſeyn, eſſen ſolches mit Mandel-Milch, weil es ein ungemeines ſtopfendes Artzeney-Mittel iſt, welches in dieſer Kranckheit ſehr gut ſeyn ſoll. Zu *Mindanao* haben ſie auch einen groſſen Uberfluß an Reis, und pflantzen auf den erhabenen Feldern *Bataten*, Erd-Aepfel und Pomponen. Sie haben auch Waſſer-Melonen, *Saggen*, *Bonanoes*, *Guaves*, *Jacks*, *Cocus*-Nüſſe und Pommerantzen. Die Frucht von den *Saggen*, wie ſie die Einheimiſchen nennen, oder von dem *Plantain*-Baum, wie *Dampier* ſie nennet, iſt nach dieſes ſeinem Geſchmack die beſte von allen Früchten: er iſt aber auch vielleicht wohl der eintzige, der dieſen Geſchmack gehabt hat. Der Baum, an welchem ſie wachſen, iſt ungefehr 10 Fuß hoch, und 3 Fuß, oder auch wohl darüber, dick. Er wächſt nicht aus dem Saamen, ſondern aus den Schößlingen und Sproſſen der alten Bäume: welche, wenn ſie in dem Erdreich, da ſie gewachſen, wieder verpflantzet werden, innerhalb 12 Monaten, wenn ſie aber in einen andern Grund verſetzet werden, erſt nach 15 Monaten tragen. So bald als die Frucht reif iſt, fangen die Bäume an zu verdorren: alsdenn aber ſchieſſen ſehr viele junge Sproſſen hervor, welche wieder aufwachſen und den alten Abgang erſetzen. Wenn ſie erſt aus der Erden hervor keimen, haben ſie 2 Blätter, und wenn ſie einen Fuß hoch ſeyn, wachſen ihrer 2 mehr innerhalb der erſtern, die aber ein wenig niedriger ſitzen (welches letztere doch beym *Dampier* nicht ſtehet) kurtz hernach kommen abermals

mals 2 Blätter hervor, und ſo wächſt der Baum immerfort. Wenn der Baum einen Monat alt iſt, wird der Stamm faſt ſo dick, als ein Arm: die oberſte (oder wie *Dampier* ſagt, die erſt ausgeſchoſſene) Blätter ſind ungefehr einen Fuß lang und einen halben Fuß breit, und wenn der Baum höher wächſt, werden die Blätter, welche paar bey paar creutz-weis wachſen, immer breiter. Wenn der Baum völlig ausgewachſen iſt, ſind die Blätter 7 oder 8 Fuß lang, und unten am Holtz anderthalb Fuß breit, der Stiel vom Blatt iſt ſo dick als ein Arm, und faſt rund, und ungefehr einen Fuß zwiſchen dem Blatt und dem Baum lang. Wenn der Baum ſein völliges Wachsthum bekommen hat, ſchieſt oben aus dem Gipfel ein ſtarcker Stengel heraus, der weit härter, als die übrigen Stücke vom gantzen Baum und ohngefehr ſo lang und ſo dick als eines Mannes Arm iſt. Die Frucht wächſt an Trauben, welche rund um den Stengel in einer Schalen von ohngefehr 6 oder 7 Daum breit daran hangen, und dicker als eine Fauſt ſeyn. Die Schale iſt zart und gelb, wenn ſie reif iſt, und die Frucht iſt faſt beſchaffen, wie eine Bologneſer Wurſt. Das inwendige Fleiſch iſt ſüß, und weicher als Butter, und bey nahe von derſelben Farbe, ſie zergeht im Munde, und hat weder Saamen noch Steine. Dieſe Frucht wächſt nur in einem fetten Erdreich. Sie räuchern und kochen ſie öftermalen, weil ſie noch grün iſt, und eſſen ſie an ſtatt des Brodes. Die Engelländer nehmen oft das Fleiſch von 5 oder 6 Trauben, und kochen ſie als einen Büdding. Die reife Frucht von dem *Saggen* wird auch manchmal an der Sonnen getrocknet, und hernach aufgehaben, und iſt alsdenn recht delicat zu eſſen. Dieſe Frucht dienet vielen tauſenden von Menſchen in Weſt-Indien zu ihrer Speiſe und zum Getränck. Wenn ſie ein Getränck davon machen wollen, nehmen ſie 10 oder 12. von den reifen Früchten, ſtampfen ſolche mit einander in einem Topf, und gieſſen ohngefehr vier *Gallons* (iſt ein Engliſch Maaß von naſſen Waaren) Waſſer dazu. Solches ſoll innerhalb 2 Stunden anfangen zu gähren, und wann ſich ein Hefen, gleichwie bey dem Bier, oben darauf geſetzet hat, wird es innerhalb 4 Stunden bequem zu trincken. Alsdenn gieſſen ſie es in Flaſchen; können es aber nur 24 Stunden darin aufheben; dahero diejenigen, welche ſich dieſes Getränckes bedienen, alle Tage friſch brauen müſſen. Das Getränck iſt friſch und kühlend, macht aber viele Winde, gleichwie die Frucht ſelbſt, wenn ſie roh gegeſſen wird. Wenn man ſie aber kocht oder röſtet, thut ſie keinen Schaden. Da nun dieſer Tranck innerhalb 24 Stunden ſauer wird; ſo ſoll er auch, wenn man ihn in die Sonne ſetzet, einen guten Eßig geben. Die Einwohner der Philippiniſchen Inſeln aber brauchen dieſe Frucht nicht nur zur Speiſe und zum Getränck; ſondern ſie dienet ihnen auch zur Kleidung, und der gemeine Mann vornehmlich pflegt faſt nichts anders, als das von *Saggen* gemachte Tuch zu tragen. Denn weil der Baum nur einmal Früchte trägt, hauen ſie

ſie ihn gleich, wenn ſie die Frucht eingeſammlet haben, bis auf den Grund ab. Welches mit einem Beil in einem Hieb geſchehen kan, weil das Holtz, das um das Marck herum gehet, ſehr dünne iſt. Hernachmals ziehen ſie die äuſſerſte Rinde ab, und ſpalten den Baum in 4 Theile. Dieſe laſſen ſie 4 oder 5 Tage in der Sonnen trocknen, und hernachmals pflücken die Weiber mit den Fingern den feinen Drat heraus, der an den Enden an vielen Orten zu ſehen iſt, und davon verfertigen ſie ihre Kleider. Dieſes Leinwand aber iſt ſehr ſteif, wenn es neu iſt, und verſchleiſet balde: wenn es naß iſt, wird es etwas kleberig und ſchleimig. Sie machen Stücken von ungefehr 9 Ellen. Werft und Eintracht iſt auch gleich fein. Der *Bonano*-Baum iſt den *Saggen* an Geſtalt und Gröſſe ſehr ähnlich, die Frucht aber iſt nicht halb ſo groß und hat nicht ſo eine unangenehme Süßigkeit, ſondern iſt von beſſerm Geſchmack, wird auch öfter, als die *Saggen* zu Verfertigung des Getränckes gebrauchet. *Dampier* verſichert uns, daß zu *Mindanao* Näglein-Bäume wachſen, und daß er daſelbſt mit eigenen Augen eine Schiffs-Ladung von Näglein geſehen habe, und ihm von den Einwohnern ſey verſichert worden, daß die Engelländer, wenn ſie einen Handel nach *Mindanao* führen wolten, jährlich eine Schiffs-Ladung von Näglein daſelbſt abholen könten. *Dampier* ſaget ebenfals, daß einige Muſcat-Bäume auf *Mindanao* ſeyn ſollen, welche eine unvergleichliche Frucht tragen. Er füget aber hinzu, daß die Einwohner die Näglein- und Muſcat-Bäume nicht fortpflantzen wollen, damit die Holländer nicht ſuchen mögen, ſie unter ihre Gewalt zu bringen, wie ſie mit den benachbarten Moluckiſchen Inſeln gethan haben. Denn die Holländer haben dieſe Waaren nicht nur in ihrer Gewalt, ſondern ſenden auch jährlich nach verſchiedenen unbewohnten Inſeln ihre Leute aus, um alle Gewürtz-Bäume weit und breit umzuhauen und auszuräuten. Es müſſen ebenfals viele Inſeln da ſeyn, welche groſſen Uberfluß an Spécereyen haben, welches aber alles bis auf den Grund verdirbet, weil die Holländer nicht zugeben wollen, daß andere Nationen davon Gut haben ſollen.

Sie haben faſt alle Sorten von Thieren auf dieſen Inſeln, als Pferde, Kühe, Büffel-Ochſen, Hirſche, Ziegen, Schweine, Affen, *Guanoos*, Eidexen, Schlangen. In den Wäldern ſteckt eine groſſe Menge von wilden Schweinen, mit groſſen Bückeln vorm Kopf, die ihnen über die Augen wachſen. Raub-Thiere ſind hier nicht: wohl aber allerhand Arten giftiger Thiere, als Scorpionen, die den Stachel im Schwantze haben, den ſie in einem Ring auf den Rücken zuſammen rollen. Sie haben auch Tauſend-Beiner, welche 4 oder 5 Daum breit lang, auf dem Rücken roth von Farbe, und auf dem Bauche weißlich ſind. Dieſe ſind meiſt platt, und ungefehr ſo dick, als eine Gänſe-Feder, und allenthalben von Haupt bis auf die Füſſe dicht mit Beinen beſetzt, wovon ſie auch ihren Nahmen bekommen haben.

Ihr Biß wird für gefährlicher gehalten, als ein Scorpionen Stich. Sie werden mannichmal in alten Häuſern und unter trocknem Holtz gefunden. Auſſer dieſen haben ſie noch allerhand Arten von Schlangen. Die Schlangen ſind daſelbſt gewohnt in dieſe Häuſer und an Bord der Schiffe zu kriechen, und *Dampier* ſagt, daß eine Schlange ſich um den Hals von einem ſeiner Cameraden geſchlungen habe, unterdeſſen daß derſelbe ſchlief, aber ohne ihn zu verletzen, wieder von ſelbſt weggegangen ſey. Enten und Hühner ſind die gemeinſte zahme Vögel. Sie haben auch wilde Tauben, Papageyen, Turtel-Tauben, und viele andre kleine Vögel: auch Fleder-Mäuſe ſo groß als ein Hüner-Habicht.

Das ſechſte Capitel

Handelt von ihrer Sprache, Handwercken, Kranckheiten, Gottesdienſt, Weibern und Aberglauben.

Auf der Inſel *Mindanao* werden zwey Sprachen geredet, nemlich erſtlich die Landes-Sprache der Inſel, und die Malaiſche Sprache, welche auf allen Oſt-Indianiſchen Inſeln, und in unterſchiedlichen Provintzen auf dem feſten Lande, als zu *Malacca*, *Cambodia*, *Cochin-China* geſprochen wird. In der Stadt *Mindanao* ſind verſchiedene Schulen, in welchen die Kinder leſen und ſchreiben lernen. Es iſt mercklich, daß viele von ihren Wörtern, und ins beſondre ihre Formulen, die ſie bey dem Gottesdienſt gebrauchen, Arabiſch, hingegen aber ihre Formuln, womit ſie einander grüſſen, in Türckiſcher Sprache abgefaſt ſind. Es giebt etliche alte Weiber und Männer daſelbſt, welche Spaniſch reden: welches ſie gelernet haben, da die Spanier vormals die Inſel inne hatten, und verſchiedene Oerter befeſtigten. Sie wurden aber bald von dannen wieder abgefodert, um ihre Leute auf *Manila*, welcher Inſel die Chineſer mit einem Anfall droheten, zu verſtärcken. So bald waren die Spanier nicht zu Schiffe gegangen, ſo ließ der alte Sultan zu *Mindanao*, der Vater desjenigen, der Anno 1686. regierete, ihre Schantzen ſchleifen und bemächtigte ſich ihres Geſchützes. Die Spaniſche *Miſſionarios* ſandte er ihnen nach, und ſint der Zeit iſt es den Spaniern nicht wieder erlaubt, ſich in dem Theil der Inſel, welches unter der Herrſchafft des Sultans zu *Mindanao* ſtehet, niederzulaſſen. Die Mindanaſer verſtehen die Rechen-Kunſt nicht und gebrauchen die Chineſer dazu, die unter ihnen leben, wenn ſie mit Fremden zu thun, und etwas auszurechnen haben. Sie haben keine Glocken hier zu Lande; aber an deren Stelle haben ſie in ihren Moſcheen eine Trummel, die nur an einer Seiten bezogen iſt,

auf

auf welche ſie alle 3 Stunden ſchlagen, um ſo wohl bey Tage als bey Nacht die Zeit anzuzeigen. In der Stadt *Mindanao* giebt es wenige Handwercker, die vornehmſten Handwercker ſind Gold- und Eiſen-Schmiede und Zimmer-Leute. Von den erſtern ſind ihrer nur zwey oder drey daſelbſt, welche keine offene Werckſtelle halten, aber alles machen, wovon man ihnen ein Model giebet. Die Eiſen-Schmiede ſind keine ſchlechte Künſtler, inſonderheit wenn man ihr Handwercks-Geräthe anſiehet. Ihr Blaſebalg iſt von den unſrigen ſehr unterſchieden. Sie nehmen den Stamm von einem Baum, der ungefehr 3 Fuß lang iſt, und bohren ihn hohl nach Art einer Pompe, befeſtigen ihn hernachmals in dem Eſtrich, und legen ihr Feuer hart dabey an. Denn unten in dieſem hohlen Baum bohren ſie ein Loch, und ſtecken eine Röhre hinein, durch welche der Wind ins Feuer mit einem Bündel von Federn getrieben wird. Denn ſelbiges befeſtigen ſie an dem Ende eines Stocks, und ſtoſſen damit auf und nieder in dem hohlen Baum, wodurch die Luft in Bewegung gebracht, und folglich ein Wind erreget wird. Ihre gemeinſte Feurung ſind die Holtz-Kohlen. Sie haben keinen Amboß oder Geſtelle, ſondern ſchmieden auf einem groſſen Stein, oder einem Stück von einer alten Canone. Auf ſolche Weiſe machen ſie nicht nur gemeinen Hauß-Rath, ſondern auch ziemlich gut Eiſen-Werck zu den Schiffen. Ein jeder iſt daſelbſt ein Zimmer-Mann und weiß mit dem Beil und mit dem Hobel umzugehen. Sie brauchen keine Säge, ſondern ſpalten ihre Bretter von einander, und machen ſie hernach mit dem Hobel und dem Beil glatt. Ob gleich dieſes viel Arbeit verurſacht, ſo arbeiten ſie doch um einen geringen Lohn: und die Güte der Bretter, welche, wann man ſie alſo behauet, ihren Drat gantz behalten, belohnet die Arbeit reichlich, die ſie daran thun.

Dieſe Leute ſind ſehr mit einer Art von Ausſatz, oder Krätze geplagt, welches ſich über den gantzen Leib ergieſſet, und ein beſtändiges Jücken verurſachet, ſo, daß ſie ſich immerfort kratzen und reiben. An einigen, die daran kranck gelegen, kan man noch groſſe weiſſe Flecken ſehen, welche nach unſers Auctors Meinung die Oerter ſeyn, da ſie die Haut abgeriſſen haben. Es ſcheinet, daß ſie ſich nicht ſonderlich vor das Anſtecken dieſer Kranckheit fürchten; denn ſie meiden deswegen keiner des andern Umgang und Geſellſchafft. Ihre übrige Kranckheiten ſeyn die Blattern, Fieber, Durchfall mit groſſer Pein und Grimmen der Gedärme. Das Land ſoll einen Uberfluß an Salben und Artzeneyen tragen: ich finde aber nicht, daß ſie die *Medicin* als eine Wiſſenſchafft tractiren. Doch geben etliche vor, etwas davon zu verſtehen.

Ihrer Religion nach ſind ſie Mahometaner. Von dieſer Religion aber will ich hier nicht weitläuftig handeln, weil ſie umſtändlich wird beſchrieben werden, wenn wir von den groſſen Provintzen auf dem feſten Lande reden werden, wo dieſe

die dominante Religion iſt: Die Einwohner mitten im Lande, ſind Heiden, und haben ihre Religion entweder von den Chineſern und Indianern, und vielleicht von beyden gelernet.

Die Mindanaſer nehmen viele Weiber und Kebs-Weiber, eben wie die übrigen Mahometaner. Der Sultan hat ihrer ungefehr dreyßig, mit welchen er ſeine meiſte Zeit hinbringet. Sie werden aber nicht ſo genau eingeſperret, als in der Türckey: ſondern es iſt ihnen erlaubt auf der Straſſen zu erſcheinen, und mit Fremden umzugehen.

Weil nach dem Gottesdienſt der Mahometaner Schweine-Fleiſch zu eſſen verboten iſt, vermehren ſich die wilden Schweine wunderbarlich in dem Lande, und laufen aus den Wäldern ſo gar in die Städte hinein, um unter den Häuſern ihre Nahrung zu ſuchen. Das Volck darf ſie auch nicht tödten, aus Furcht ſie möchten durch Berührung derſelben verunreiniget werden: wann aber die Europäer ihnen dieſen Liebes-Dienſt erweiſen, kommt ihnen ſolches ungemein wohl zu ſtatten. Unſer Auctor ſagt, daß ſie in dem Stück ſo abergläubiſch ſeyn, daß als der General ein Paar Schuhe bekommen, welche einer von den Matroſen ihm verfertiget, und vernahm, daß die Enden des Drats, damit ſie genähet waren, mit Schweins-Borſten verſehen geweſen, habe er ſich ein Gewiſſen gemacht, ſelbige zu tragen, und den Matroſen gebeten, ihm ein ander Paar zu verfertigen, das nicht ſo verunreiniget wäre. Sie laſſen auch keinen Europäer nahe an ſich kommen, wenn er Schweinen-Fleiſch gegeſſen hat.

Dampier bemercket auch, daß er bey ſeiner Ankunft zu *Mindanao* um einen Tag zu kurtz gekommen, denn er hätte mit der Sonnen gereiſet. Die Mahometaner aber waren von Weſten dahin gekommen, und folglich war der Freytag, den ſie als ihren Ruhe-Tag feyern, nach *Dampier* ſeiner Rechnung der Donnerſtag. Gleicher weiſe zählen auch die Spanier, welche *Luconia* oder *Manila* bewohnen, und aus Neu-Spanien dahin gekommen ſeyn, einen Tag ſpäter, als die Portugieſen zu *Macao*, und die Mahometaner auf *Mindanao*. Sonſt liegen *Mindanao* und *Luconia* bey nahe unter einer Mittags-Linie. Die Spanier auf *Luconia* feyren den Sontag nach der Portugieſen Rechnung am Montag, welchen die Portugieſen den Tag vorher zu *Macao* celebriren.

Das ſiebende Capitel

Von der Regierung, Einkünften und Macht des Sultans von Mindanao, wie auch von ihren Kriegen und Waffen.

Der

Der Sultan iſt in ſeinem Reich ein ſouverainer, aber auch dabey ſehr armer Fürſt. Denn die Hilanoer oder Berg-Leute haben alle Gold-Minen in ihrer Gewalt, und auf dem platten Lande wächſt auſſer Reis, *Sago*, Toback und Wachs blutwenig von andern Kaufmanns-Waaren: ja das letztere wird gröſtentheils vom Gebürge herunter gebracht. Die Gewaltthätigkeiten und Preßionen der Regierung ſind auch eine Urſache von der groſſen Armuth unter dem Volck, und daß ſie ſo wenig Werck von der Kaufmannſchaft machen. Denn wenn der Sultan nur in Erfahrung bringt, daß einer ſeiner Unterthanen einen Schatz bey ſich ſtehen habe, ſo leihet er ihm ſolchen erſtlich ab, und giebt ihm ſelten etwas wieder. Wenn er öffentlich erſcheinet, läſt er ſich von 4 Kerls auf einer Ruhe-Banck, oder in einem offenen *Palankin* tragen; und 8 bis 10 Mann von ſeiner Leib-Guarde müſſen ihm folgen. Wenn er auf dem Waſſer luſtiren fährt, nimmt er immer etliche von ſeinen Weibern mit ſich. Die Schiffe, die dazu gebauet werden, ſind groß genug, 50 bis 60 Perſonen darin zu laſſen. Der Bauch des Schiffs iſt recht nett gebaut, das Vorder- und Hinter-Theil iſt rund, über dem Raum aber ſtehet eine kleine Hütte von *Bambos* oder geſpaltenem Rotting, ungefehr 4 Fuß hoch mit kleinen Fenſtern, das Dach aber iſt zierlich mit Palmen-Blättern belegt. Dieſes Häuslein beſteht aus 3 kleinen Zimmern, deren eines für den Sultan ſelber iſt, in welchem die Dielen und Wände mit Matten bekleidet ſeyn. Er hat auch eine Matratze und ein Haupt-Küſſen darauf zu ſchlaffen. Das nächſte Zimmer daran iſt für ſeine Weiber, und faſt eben ſo ausſtaffiret, wie die andern, das dritte iſt für die Bedienten, die ihm *Betel* und Toback auftiſchen, denn ſie kauen immerfort das eine, oder ſchmauchen des andern. Das Vorder- und Hinter-Theil des Schiffs iſt für das Schiffs-Volck, welches daſelbſt am Ruder ſitzet. „Weiter ſind dieſe Schiffgen auch mit einem „Auslager verſehen, gleichwie die Fahrzeuge auf der Inſel *Guam*, aber die hieſige „Schiffe, ſo wohl als der Ausleger ſind weit gröſſer als die von *Guam*. Die Böte „oder Schiffe ſind runder, und faſt wie ein halber Mond geſtaltet. Die *Bamboes* „oder Ausleger aber, welche aus dem Boot heraus ſtehen, ſind krumm. Nächſt „dem iſt eine hieſige *Prow* nicht an der einen Seite rund und an der andern flach, wie „zu *Guam*: ſondern ſie hat an beyden Seiten einen Bauch und auch einen Aus„leger.„

Der Sultan hält einen oberſten Staats-Miniſter, dem er alle ſeine Civil- und Militair-Affairen anvertrauet. Die Einheimiſchen ſo wohl, als die Fremdlinge müſſen ſich zu ihm verfügen, um Freyheit zu handeln zu bekommen. Derſelbe Miniſter iſt auch Generaliſſimus über die gantze Armee des Sultans, und dahero bemerckt *Dampier*, daß die Sängerinnen, wenn ſie vor ihm ſungen, in ihren Liedern vornehmlich von ſeinen groſſen im Felde verrichteten Thaten handelten. Eben ſo pflegt

 auch,

auch, wenn die Indianiſche Printzen nach ihrer Gewohnheit ihre Muſicanten fordern laſſen, um den Fremden eine Luſt zu machen, der Haupt-Inhalt der Lieder gemeiniglich auf die Erhebung der Macht und Weißheit ihrer Printzen und Magnaten, insbeſondere aber desjenigen, vor welchem ſie muſiciren, hinaus zu laufen. Solche Lieder ſollen ſie ohne die geringſte Bewegung anhören, und ſonder zu erkennen zu geben, ob die Flatterien, wie groß ſie auch immer ſeyn mögen, ihnen gefallen, oder nicht. Dieſe Gewohnheit iſt ſehr alt, wie man ſelbſt aus der Bibel abnehmen kan. Man ſieht daſelbſt unter andern, daß eine Urſache des groſſen Haſſes, den Saul auf David warf, dieſes geweſen, daß die Weiber bey ihrem Reihen ſungen, Saul habe tauſend, David aber zehn tauſend erſchlagen.

Nun aber wieder auf den Sultan von *Mindanao* zu kommen, ſo führt er vornehmlich mit den Berg-Leuten, die mitten im Lande wohnen, Krieg. Ihre Waffen ſind Schwerdter, Lantzen und Crits. Letztere tragen ſie „von dem Gröſten bis „zum Kleineſten„ ſo wohl bey Friedens- als bey Kriegs-Zeiten in ihrem Gürtel. Dieſe Crits ſind kurtze Dolche, welche oben bey dem Gefäß breit, und an beyden Seiten ſcharf ſind. Das Gefäß iſt einer umgekehrten eiſernen Gabel nicht unähnlich, und in ſelbiges ſtecken ſie, wann ſie fechten, die gantze Hand hinein. Sie lieffern ſelten eine vollkommene Bataille; ſondern wenn die Armeen einander ſehr nahe ſind, fangen ſie an Wälle und Redouten aufzuwerfen, und gehen hernach mit ihrem groben Geſchütz auf einander loß. In ſolcher Poſitur bleiben ſie 2 bis 3 Monat ſtehen, und ſehen einander an. Sie ſcharmutziren dabey täglich mit kleinen Detachements und fallen bald hier, bald dort eine Schantze an. Gleichwie ſie aber ſelten Gefangene machen, oder iemand das Leben ſchencken, wo man unſerm Auctori glauben kan, alſo verkaufen ſie auch ihr Leben ſo theur, als ſie nur immer können.

Jetzund aber muß ich zu der Beſchreibung der groſſen Inſel *Luconia* übergehen, in deren Haupt-Stadt *Manila* der Spaniſche Vice-Re ſeine Reſidentz hat, von welcher auch die gantze Inſel gemeiniglich benennet wird.

Das achte Capitel

Handelt von der Lage und Gröſſe der Inſel Luconia oder Manila, wie auch von den daſigen Gebäuden und Feſtungen, wobey zugleich eine Nachricht von der Luft, Winden, Erd-Beben, warmen Bädern, Strömen und Seen auf dieſer Inſel gegeben wird.

DIe Inſel *Luconia* oder *Manila* erſtrecket ſich von dem 13. Grad 30 Minuten bis an den 19. Grad Norder-Breite, und hat überhaupt die Figur eines krumm-gebogenen Arms. Sie iſt 160 Spaniſche Meilen lang, und von ſehr ungleicher Breite, ſintemalen ſie an etlichen Orten 20, an andern 30 oder 40 Meilen breit iſt. Dasjenige Stück der Inſel, welches die Spanier beſitzen, iſt von ihnen in 11 Provintzen eingetheilet worden, über deren jede ein Spaniſcher *Alcaide*, oder Stadthalter geſetzet iſt. Unter dieſen Provintzen iſt *Manila* die vornehmſte, und die Stadt, von welcher dieſe Provintz ſo wohl als die gantze Inſel den Nahmen empfangen hat, die Reſidentz des Spaniſchen Vice-Re.

Die Stadt *Manila* liegt auf dem 14. Grad 40 Minuten Norder-Breite, auf einer Land-Spitze, welche der Strom formiret, der von der See *Bahia* herab flieſſet, und ein wenig unter der Stadt *Cavite* ins Meer fället, woſelbſt er einen weiten Hafen macht, welcher aber wegen der Klippen und Untiefen, die in der Mündung der Bay liegen, eine ſehr beſchwerliche Einfahrt hat. Die Stadt iſt ungefehr 2 Engl. Meilen im Umfang groß, und mit einer guten Maur und Graben umgeben, wie auch mit Baſtionen und Auſſen-Wercken befeſtiget. Uber dem lieget auch eine kleine Fortreſſe auf einer Land-Spitze zwiſchen der See und dem Strom, welche die Einfahrt in den Strom commandirt. Unter dem Vice-Re ſtehen noch zwey *Alcaiden* oder Stadthalter, deren einer über die Spanier, der andre über die Chineſer, die *Sangles* und andre fremde Nationen zu befehlen hat.

Die Haupt-Gebäude in der Stadt *Manila* ſind erſtlich die Dom-Kirche, welche zwar ſehr groß aber inwendig nicht gar zu wohl aufgezieret iſt. Die Wände ſind ſchwartz, und die Altäre ſind nicht ſonderlich nett. Auſſer dem hohen Altar ſind in allen 12 Altäre und Capellen darinnen. Das Dach ruhet auf 12 Pfeilern, deren 6 an ieder Seite ſtehen. Ferner giebet es in der Stadt *Manila* unterſchiedliche Klöſter und ad pias cauſas gewidmete Gebäude, Capellen, Hoſpitäler, und dergleichen.

In der Kirche Miſericordiæ, welche der heiligen Eliſabeth geweihet iſt, werden die verweyſte Jungfrauen und Töchter der Spanier und Miſtien (welche letztere Leute ſind, die von einer Indianiſchen Mutter mit einem Spaniſchen Vater, oder von einer Europäiſchen Mutter mit einem Indianer gezeuget werden, und dahero gleichſam halbe Spanier und halbe Indianer ſeyn) aufgenommen, und bekommen iede eine Portion von 3 oder 400 Stück von Achten bezahlet: haben ſie aber Luſt Nonnen zu werden, ſo bekommen ſie ein proportionirlich Jahr-Geld. Ihre Kirchen und Capellen ſind inwendig ſehr reichlich gezieret. In der Kirche des heiligen Auguſtini ins beſondere ſind 15 vergoldete Altäre, an deren einigen die Tafeln von geſchlagenem Silber verfertiget ſeyn. Doch brauchen ſie um der Erdbe-

ben willen meiſtentheils Holtz zu ihren Gebäuden. Das Jeſuiter-Collegium iſt ſehr groß und mit Gewölben, und mit einem groſſen Dormitorio aufgeführet. Dieſes Collegium wird das *Collegium* von der Anruffung des heiligen *Ignatii* genennet, und iſt damals erbauet worden, als der erſte Biſchoff von *Manila* Anno 1581. daſelbſt ankommen. Nächſt daran ſtehet das Collegium von Sanct Joſeph, in welchem 40 Schüler in den Sprachen, der Philoſophie und Theologie unterrichtet werden. Dieſes hat auſſer dem, was der König dazu hergiebet, viele beſondere Einkünfte. Die Collegiati tragen purperne Kleider, und rothe lackene Mäntel. Die graduirte Perſonen aber tragen, um ſich von den andern zu diſtinguiren, ein Umhängſel, das einem Kragen nicht unähnlich iſt, von demſelben Tuch um den Hals.

Die Straſſen ſind weit und nett; vor den Häuſern aber gehen Gallerien hin; durch die vielfältige Erdbeben aber iſt die Zierlichkeit der Stadt ſehr verdorben, und eine groſſe Menge von den netteſten Häuſern und Palläſten übern Haufen geworffen worden. Deswegen werden auch die Häuſer ietzunder ſehr ſchlecht und über dem unterſten Stockwerck bloß und allein von Holtz gebauet. Die Einwohner der Inſel *Manila* ſind eine vermiſchte Nation von Spaniern, Chineſern, Indianern, und andern mehr. Dahero ſind ſie auch von verſchiedenen Farben, nemlich ſchwartze, weiſſe und gelbe. Innerhalb der Stadt-Mauer zählet man 3000 Seelen, und eben ſo viel Chineſer in der Vorſtadt. Längſt der Revier hin ſind noch mehr Vorſtädte gebauet, welche alle aus Häuſern beſtehen, die nach der Siamiſchen Bau-Art auf höltzernen Pfählen ruhen, und von gebohrnen Indianern bewohnet werden. Auſſerhalb der Vorſtädte iſt alles tief Landwerts hinein, an beyden Seiten des Stroms mit Gärten, Meyer-Höfen, und Land-Häuſern bedeckt, welche eine ſehr angenehme Ausſicht verurſachen. Die Bewohner der Gebürge wohnen unter dem Schatten der groſſen Bäume, oder in Hütten, die ſie aus den Zweigen machen, und wenn ſie alle Früchte und Wurtzeln in der umliegenden Gegend verzehret haben, verfügen ſie ſich an einen andern Ort.

Die Luft in den Philippiniſchen Inſeln iſt heiß und feucht, doch iſt die Hitze in der Gegend ſo groß nicht, als in etlichen weiter gegen Norden gelegenen Ländern, welches nicht allein der groſſen Anzahl von Seen und Strömen beyzumeſſen, die dieſes Land bewäſſern und erfriſchen, ſondern auch, und wohl vornehmlich den groſſen Regen-Güſſen, welche jährlich allhier fallen, und das flache Land unter Waſſer ſetzen. Weil auch die See-Winde das gantze Jahr hindurch wehen, kühlen ſie die Luft ab, und machen die Hitze ſehr erträglich. Die Feuchtigkeit und Ausdämpfungen aber, welche der häufige Regen verurſachet, machen zwar, daß das Land für die Cörper der Europäer ſehr ungeſund iſt: die Einheimiſchen aber wer-

den

den hier ſo alt, als irgendswo anderwerts auf Erden. Die Europåer ſind gemeiniglich dem Ubel unterworfen, daß ſie nach der Mahlzeit und wåhrendem Schlaf ſehr ſtarck ſchwitzen, wovon ſie ungemein matt und ſchwach werden: weil ſie aber in dem Gebirge und auf dem platten Lande von dieſer Kranckheit nicht ſo ſehr, als in den Stådten angegriffen werden, halten ſich die meiſten von der Mitte des Mertz-Monats bis ans Ende des Junii auf ihren Land-Håuſern auf, weil man um die Zeit allhier die gröſte Hitze hat. Im Junio, Julio und Augusto und einem Theil des Septembis wehen die weſtliche und ſüdweſtliche Winde, welche ſo viel Regen mit ſich führen, daß alle Felder davon überſchwemmet werden, und die Menſchen gezwungen ſeyn, in Böten von einem Ort zum andern zu fahren. Dieſe gantze Zeit über haben ſie vielen Sturm und Ungewitter mit entſetzlichem Donner und Blitz. Vom October bis an den December regieret der Nord-Wind daſelbſt, und weiter hin bis an den Majum wehet der Oſt- und Süd-Oſt-Wind. Dieſes iſt die trockneſte und kühleſte Zeit vom gantzen Jahr.

Dieſe Inſeln ſind heftigen Erdbeben unterworfen, welche man gemeiniglich dem unterirdiſchen Feuer zuſchreibet, ſo unterſchiedliche Mineralien in eine ſtarcke Bewegung bringen ſoll. Wenn ſelbiges dann keinen Platz hat, ſich auszudåhnen und Luft zu bekommen, ſtöſſet es mit groſſer Gewalt an alle Cörper, welche es umringen, und erſchüttert ſolche ſo heftig, daß die Bewegung durch alles, was darüber lieget, bis an die oberſte Fläche der Erden fortgehet. Solches wird auch durch die Erfahrung bekräftiget, welche uns zeiget, daß die Oerter vornehmlich dem Erdbeben unterworfen ſeyn, ſo an Mineralien und unterirdiſchem Feuer einen Uberfluß haben: wie man ſolches an Calabrien, Campanien und Sicilien bemercket, welche Länder wegen der Feuer-ſpeienden Berge ſo berühmt ſind. Im Sept. An. 1627. war zu *Manila* ein ſolches gewaltiges Erdbeben, daß ein gewiſſer Berg, Carvallos genant, dadurch in den Grund geſencket, und dem platten Erdreich gleich gemacht wurde. Im Jahr 1645. aber ward ein Drittel von der Stadt *Manila* übern Haufen geworfen, wobey nicht weniger als 3000 Seelen unter dem Schutt begraben worden. Im folgenden Jahr fiel abermals ein Erdbeben ein, das nicht weniger fürchterlich war. Die alten Indianer geben auch vor, daß die Inſel in vorigen Zeiten dem Erdbeben weit mehr unterworfen geweſen, und daß ſolches die Urſache geweſen, warum ſie damals ihre Håuſer alle gantz und gar von Holtz gebauet haben, und nicht wie die Spanier itzunder thun, unten von Steinen und über dem erſten Stockwerck von Holtz. Man hat bemercket, daß die brennende Berge in dieſer Inſel alle dieſelbige Wirckungen thun, welche Plinius den Feuerſpeienden Bergen in Italien zuſchreibet; ſie werfen nemlich feurige Flammen aus, erſchüttern die Erde, treiben die Ströme und das Meer weit weg („ſo, daß der Grund des

„Meeres auf etliche Meilen weit vom Ufer trocken liegen bleibet„) werfen ihre Aſche weit und breit über das Land aus, und zerſpalten recht ſtarcke Klippen, welche oftmals mit einem Knall, als ein Canonen-Schuß von einander ſpringen. Von ſolchem unterirdiſchen Feuer entſtehen auch verſchiedene warme Bäder. Ja einige von ihren Bächen und Strömen führen ſo heiſſes Waſſer, daß ein jedes Thier, ſo hinein geräth, augenblicklich des Todes ſeyn muß. Ob nun gleich dieſe Gewäſſer viele Mineralien bey ſich führen, ſind ſie doch ſo klar und ſo wohlſchmeckend, als einige andere immer ſeyn mögen; und wenn ſie erſtlich kalt geworden, hält man ſie für ſehr geſund zu trincken. Innerhalb einem Raum von weniger als einer halben Meile lauffen zwey Ströme, die beyde gleich merckwürdig ſeyn; der eine wegen ſeiner Hitze, und der andere wegen ſeiner ausnehmenden Kälte, ſie werden aber beyde für gleich geſund zu trincken gehalten. In dieſem Lande ſind nicht nur überflüßig viele Ströme, ſondern auch wie ſchon gemeldet worden, eine groſſe Menge von ſtehenden Seen. Die See *Bahia*, ſo nahe bey der Stadt *Manila* lieget, iſt die vornehmſte. Solche hat 90 Engliſche Meilen im Umfang, und iſt lang, aber auch ſehr ſchmal, und überaus Fiſchreich. Man trifft auch eine groſſe Menge von Crocodilen in derſelben an, welche vielen Schaden thun, und Menſchen und Vieh, wenn ſie dem Strande zu nahe kommen, verſchlingen. Unweit von dieſer groſſen See lieget eine kleinere auf einem Berge, welche der Einwohner Meinung nach grundlos ſeyn ſoll. Das Waſſer iſt ſchwärtzlich, und nur mit etlichen unſchmackhaften Fiſchen verſehen. Ein anderer Brunnen im Gebirge führet heiſſes Waſſer, welches alles, was von Thieren, oder andern Dingen hineinfällt, in Stein verwandelt. Die Spaniſche *Patres* erzehlen auch, daß allemal, wenn es in dieſen Ländern donnert, ein grün-ſchwartzer Donner-Keil in Form eines Creutzes vom Himmel herabfallen ſoll: einige aber von den Vernünftigſten erkennen gar wohl, daß dieſe Creutzer durch Kunſt verfertiget werden.

Das neunte Capitel

Handelt von den unterſchiedlichen Völckern, welche dieſe Inſeln bewohnen, derſelben unterſchiedlichen Farben, Leibes-Geſtalt, Statur, Kleidern, Lebens-Arten, Luſtbarkeiten, Manieren zu grüſſen, und andern Ceremonien.

Man zehlet 4 oder 5 unterſchiedliche Nationen und Völcker in dieſen Inſeln. Als 1) die Schwartzen, welche in den Wäldern und Gebirgen, und an den unweg-

unwegſamſten Orten wohnen. 2) Die Nachkommen der Chineſer, welche vormals ein groſſes Stück von der See-Küſte inne gehabt haben. 3) Die Malayiſche Mohren oder Mahometaner, welche von *Malacca*, *Sumatra*, *Macaſſar* und andern benachbarten Inſeln hergekommen ſind. 4) Die Spanier, Portugieſen und andere Europäer, und 5) Die Meſtizen oder Leute von vermiſchter Abkunft, welche aus den Heyrathen aller vorigen Nationen unter einander entſproſſen ſeyn. Ich bin vormals in den Gedancken geſtanden, daß dieſe Inſeln erſtlich von China aus bevölckert worden, weil dieſes das nächſte feſte Land iſt: itzunder aber finde ich, daß es eine durchgängig angenommene Meinung ſey, daß die Schwartzen die erſten Einwohner derſelben geweſen; welches auch ſehr glaubwürdig ſcheinet, weil ſie alle inwendige Gegenden des Landes inne haben, und vermuthlich von den andern Nationen, die nach ihnen dahin kommen, auf die Gebirge ſind hinauf getrieben worden, da denn die neue Ankömmlinge ſich der See-Küſte bemächtiget. Die gröſte Schwierigkeit aber iſt recht auszumachen, wie dieſe Schwartzen hieher gekommen ſeyn, und von welcher Nation ſie ihre Abkunft herleiten müſſen. Daß ſie nicht von den Mohren in Africa herſtammen, liegt am Tage; nicht allein weil beyde Länder gar zu weit von einander entfernet, ſondern auch weil ihre Haare, Geſtalt und Weſen Himmelweit von einander unterſchieden ſeyn. Die Schwartzen oder Caffers auf den Küſten von Africa haben platte Naſen, dicke Leffzen und kurtze krauſe Haare, wie Wolle: die Schwartzen aber in dieſen Ländern ſind gemeiniglich gerne eben ſo proportionirlich von Geſtalt als ein Europäer nur ſeyn mag, und haben lange ſchwartze Haare. Derowegen trage ich kein Bedencken, die Abkunft dieſer Völcker von den Indianern herzuleiten, welche die Halb-Inſel von India diſſeits des Ganges beſitzen, und unter allen Nationen von Schwartzen auf dem feſten Lande ihnen an Haaren und Geſtalt am nächſten kommen. Wenn aber die Philippiniſchen Inſeln ihre erſten Einwohner aus Indien empfangen haben; ſo möchte man fragen, woher es gekommen, daß eben dieſelben Indianer nicht auch *Siam* und *Malacca* bevölckert haben, wie auch die Inſeln *Sumatra* und *Borneo*, welche zwiſchen ihnen und den Philippiniſchen Inſeln mitten inne liegen. Darauf aber dienet zur Antwort; daß *Siam* und *Malacca* nebſt den benachbarten Inſeln ehemals Provintzen des Chineſiſchen Kayſerthums geweſen: dahero die Indianer, als ſie dieſe Länder ſchon mit Einwohnern beſetzet vor ſich funden, vermuthlich weiter nach den Philippiniſchen Inſeln gegangen, welche bis dahin unbewohnt geweſen. Der *Pater Gemelli Careri* berichtet indeſſen, daß einige wenige Schwartzen von dieſer Inſel kurtze krauſe Haare wie Wolle haben, und den Caffern in Africa ſehr ähnlich ſeyn. Es ſcheinet aber, daß er ſolches nur von hörenſagen habe; wo es aber in der That ſich alſo verhält, ſo kan es auch ſeyn, daß et-

liche wenige von den Africaniſchen Schwartzen von den Spaniern oder andern Europäern hieher in die Sclaverey geſchleppet worden, welche hernach aus ihrem Dienſt weggeloffen, und ſich zu den Einwohnern der Gebirge, die ihnen der Farbe nach ähnlich ſind, retiriret und mit ihnen ſich vermenget haben, wovon denn nachmals dieſer Mißverſtand entſtanden.

Hier finden wir nun eine bequeme Gelegenheit zu unterſuchen, was doch die urſprüngliche Urſache von dem groſſen Unterſcheid in Geſtalt, Weſen und Farben ſeyn möge, welchen wir bey den Leuten in allen 4 Welt-Theilen antreffen. Wir müſſen aber erſtlich völlig ausmachen, welche Obſervationes in dieſem Stück in der Erfahrung richtig befunden worden, ehe und bevor wir einige Folgen daraus ziehen können. Erſtlich ſtehet alſo zu mercken, daß die Caffers oder die Schwartzen mit platten Naſen und dicken Leffzen, und kurtzen wolligten Haaren allein in den heiſſeſten Gegenden von Africa gefunden werden, oder auch in ſolchen Ländern, die von dannen aus ſind bevölckert worden, und daß auſſer dieſen die Einwohner von der Halb-Inſel in Indien diſſeits des Ganges die eintzige Nation von Schwartzen in der uns bekanten Welt, und insbeſondere auf dem feſten Lande ſeyn, wie ſchon oben gemeldet worden. Dieſe, und wenigſtens diejenige unter ihnen, welche mitten im Lande in den Wäldern und Gebirgen wohnen, ſind ſo hoch ſchwartz von Farbe als die Caffers in Africa, aber der Geſichts-Bildung und Statur nach eben ſo ſehr von ihnen unterſchieden, als die Europäer. Denn ihre Angeſichter ſind ſehr nett und lieblich, ob ſie gleich mit einer ſo grund ſchwartzen Farbe bedecket ſeyn. Sie haben auch lange ſchwartze Haare, welches ihre Schönheit nicht wenig vermehret. Woraus denn zu erhellen ſcheinet, daß ſie eben ſo wenig als wir von den Schwartzen aus Africa entſproſſen ſeyn. Man hat allerhand Urſachen angeführet, woraus dieſer Unterſcheid in der Farbe der Menſchen ſoll entſtanden ſeyn. Einige von unſern frommen Auslegern der heiligen Schrifft haben die Schwärtze der Mohren vor eine Wirckung des Fluches angeſehen, mit welchem Noah ſeinen andern Sohn Cham belegte, deſſen Nachkömmlinge Africam, wie ſie meinen, ſollen bevölckert haben. Dagegen aber ſind von andern allerhand Einwendungen gemacht worden. Denn erſtlich iſt ausgemacht, daß einer von Chams Söhnen, nemlich Canaan, das Land Canaan beſeſſen habe: wir haben aber alle Urſachen von der gantzen Welt zu glauben, daß er und ſeine Nachkommen nicht ſchwärtzer, als die heutige Einwohner dieſer Länder geweſen. Vors andere ſind auch die Einwohner der Küſte von der Barbarey, welches ein groſſes Stück von Africa iſt, nimmer ſchwartz geweſen, welche doch durchgehends von allen für Nachkommen von dem verfluchten Cham gehalten worden. Wozu drittens kommt, daß die Indianer, die Nachkommen von Sem, dem liebſten Sohn des Noah eben ſo ſchwartz ſeyn, als die Caffern in Africa, und folglich nach dieſer Meinung eben ſo verflucht. Endlich

lich ſtehet auch nicht wohl zu begreiffen, warum die ſchwartze Couleur mehr als die gelbe für eine Wirckung des göttlichen Zorns paßiren ſoll, da doch letztere wenigſtens bey der Helfte des menſchlichen Geſchlechts angetroffen wird: daß wir die weiſſe Farbe, als unſere eigene köſtliche Couleur, als ein Zeichen der Gunſt GOttes gegen uns anſehen, ſtehet nicht zu bewundern. Denn die göttliche Vorſehung hat es alſo geordnet, daß eine jede Nation ihr eigen Clima, Weſen, Geſtalt, Wohnungen, und Sinnlichkeiten lieben, und über die Vortheile ihrer Nachbarn erheben und heraus ſtreichen ſoll. Dahero es denn kömmt, daß eine jede Nation ihr eigen Vaterland als ein Paradiß beſchreibet, und andere neben ſich verachtet. Ein jedes Volck bildet ſich ein, mit einem Verſtande, Schönheit und Klugheit geſegnet zu ſeyn, dagegen die andern nicht auffkommen können, bloß weil ſie die Ehre nicht haben, aus einem ſolchen edlen Saamen entſproſſen zu ſeyn. Ja man ſagt, daß die **Schwartzen** in ſich ſelbſt, und in ihre Couleur ſo verliebt ſeyn ſollen, daß ſie mit allen den Dingen einen Staat treiben, welche bey den **Weiſſen** einen Eckel und Abſcheu erwecken: welches gewiß eben ſo vernünfftig heraus kommt, als wenn unſere Schrifft-Erklärer von allen **Schwartzen** urtheilen, daß ſie wie **Cain** ein Zeichen des göttlichen Zorns an ihrem Geſichte tragen.

Etliche andere Herren bilden ſich ein, daß die ſchwartze Farbe der **Caffern** von der groſſen Sonnen-Hitze herrühre, welcher die um die Mittags-Linie herum gelegene Länder unterworfen ſeyn: wenn dieſe aber die rechte eigentliche Urſache ſeyn ſoll, ſo entſtehet eine neue Frage, woher es nemlich komme, daß wir auf dem feſten Lande in **America** auf derſelben Breite keine **Schwartzen** antreffen. Denn in gantz **America** iſt kein **Schwartzer** zu finden, der daſelbſt gebohren ſey, auſſer den Kindern von den **Caffern**, welche aus **Africa** dahin geſchleppet worden.

Man hat zwar hierauf geantwortet, daß die Sonne erſtlich über das **Atlantiſche** Meer weggehet, ehe ſie **America** beſcheinet, und daß dadurch die Luft nicht wenig abgekühlet werde, folglich auch die Hitze daſelbſt nicht mehr ſo groß, als in **Africa** oder **Indien** ſeyn könne. Wenn man aber dieſes Raiſonnement etwas genauer beleuchtet, ſo ergiebet ſich von ſelbſt, daß das *Mer del Zud* ſich ein ziemlich Stück weiter erſtrecke, als das **Atlantiſche** Meer, da nun die Sonne ehe ſie **Africa** berühret, dieſes Meer und noch einen andern Ocean paßiren muß, und den gantzen Strich entlangs kein Land auſſer etliche wenige Inſeln beſcheinet, ſo müſte die Luft auf der Oſt-Küſte von **Africa** weit kühler ſeyn als in *Terra firma* oder **Braſilien** in **America**, wenn dieſes argument Stich halten müſte. Ja es iſt ſehr glaublich auſſer dieſem allen, daß die Hitze in *Terra firma* eben ſo groß, als in **Africa** oder **America** ſey. Es bleibet alſo noch unausgemacht, ob die ſchwartze Couleur von der Hitze des Climatis, oder von dem Temperament der Nationen herrühre. Indeſſen

muß man geſtehen, daß die Schwartzen nur innerhalb und nahe bey den Tropicis gefunden werden: und dennoch trift man, wie ſchon geſagt, auf dem feſten Lande von America in eben demſelben Climate keinen eintzigen Schwartzen an. Ob gleich auch ſo viele Colonien nach Africa und Indien, woſelbſt die Einheimiſchen Schwartze ſeyn, ſind abgeführet worden, ſo hat man doch nicht ein einiges Exempel bemercket, daß ſolche Fremdlinge, oder ihre Nachkommen ſchwartz geworden, ob ſchon einige Colonien ſich vor etliche 100 Jahren her daſelbſt nieder gelaſſen haben. Wenn nun das Clima allein eine ſolche Veränderung in der Farbe zu wege bringen könte, müſten dieſe Leute eben ſo eine ſchwartze Haut als die urſprüngliche Einwohner haben, welches man doch an keinem unter ihnen ſiehet. Ja es iſt mercklich, daß die Orientaliſche Inſeln bald von Schwartzen bald von Blancken bewohnet werden, nach der Farbe der Nation, von welcher ſie abſtammen. Aus dieſem allen kan man ſicher ſchlieſſen, daß die ſchwartze oder weiſſe Farbe der Menſchen von andern Urſachen herrühre, als man bis anhero entdecket hat, welches ich weiter zu unterſuchen gedencke, wenn ich von den groſſen Ländern auf dem Landfeſten Erdreich handeln werde, welche von lauter Schwartzen bewohnet werden. Damit wir alſo weiter fortfahren, ſo ſoll eine von den gelben Nationen, welche in dieſen Inſeln wohnen, ihre Leiber mit Flecken bemahlen und ausſchildern, gleichwie die alten Britten oder Picten gethan haben, dahero ſie auch den Nahmen *Pintadoes* empfangen haben. Sie ſtechen die Figuren und Bilder, welche ſie in ihrer Haut zu tragen Belieben haben, mit Nadeln auf dem Fell aus, und reiben ein gewiſſes Pulver in die Wunden, welches ihnen die verlangte Couleur giebet. Nach meinem Erachten hat man keine Urſache zu zweifeln, daß es eine ſolche Nation von *Pintadoes* daſelbſt gebe, als die Herren *Patres Miſſionarii* erzählen. Was ſie aber von einer andern Nation im Gebirge ſagen, daß ſelbige nemlich Schwäntze von einer halben Spannen lang haben ſoll, ſteht ſo leicht nicht zu glauben. Denn unſere Kentiſche lange Schwäntze ausgenommen, (*) ſind ſie die eintzige Nation, von welcher wir gehöret haben, daß ſie Schwäntze tragen. Es iſt zwar an dem, daß die Herren *Patres* ebenfalls ſagen, ſie wären ein brutales Volck ohne Religion und menſchliche Sitten; und ihnen daher einen Schwantz angeflicket haben, als welcher unter ihren Cameraden den wilden Thieren ſo mit paßiren kan. Da aber dieſe Völcker ſich der Herrſchaft der Spanier nicht unterwerfen wollen, ſo iſt es noch ein Glück, daß die Herren *Patres* ſie nicht auch mit einem Horn, ſo wie mit einem Schwantz verſehen haben. Denn ſie pflegen doch alle Leute, die ſich ihnen wiederſetzen, als ungeheuere Monſtra abzumahlen. Man muß würcklich wohl auf ſeiner Hut ſeyn wieder die Vorurtheile, und unterweilen auch gegen die Leichtgläubigkeit der *Patrum Miſſionariorum*, welche

(*) Was der Auctor mit den Kentiſchen langen Schwäntzen ſagen wolle, iſt mir unbewuſt.

welche ſolche Nachrichten nach Hauſe bringen, wo man nicht in gar entſetzliche Irrthümer verfallen will. Nach meinem Bedüncken iſt es ein groſſes Unglück, wenn man in einer Religion gebohren und erzogen iſt, welche von ihren Anhängern erfodert, daß ſie offenbare Abſurditäten und mit einander ſelbſt ſtreitende Dinge glauben ſollen. Dieſe Erziehung machet einen Menſchen recht bequem, allerhand Abſurditäten, die ihm nur vorkommen, anzunehmen und zu verdauen; dahero auch eines ſolchen Mannes Schriften mit groſſer Vorſichtigkeit müſſen geleſen werden, wenn er gleich ſonſt aus andern Urſachen im Stande ſeyn möchte, gute Entdeckungen zu machen. („Hiebey bemercket der Herr D. van Goch, daß man ein gleiches „von allen denjenigen ſagen könne, welche von einigen Vorurtheilen, oder von Gunſt „oder Ungunſt eingenommen ſeyn.„) Weil aber die meiſten Nachrichten, die wir von weit entlegenen Ländern haben, von dieſen *Miſſionariis* herrühren, wird gewiß vieles erfodert, um recht einzuſehen, was man anzunehmen oder zu verwerfen habe. Zwar wenn ſie von Leuten mit Schwäntzen reden, oder von Blättern an den Bäumen, welche jährlich in lebendige Creaturen verwandelt werden, ſo braucht man nicht viele Penetration den Ungrund ſolcher Erzehlung zu entdecken. Wenn ſie aber nach der Kunſt aufſchneiden, und in der Erzehlung keine anſtößige Umſtände vorkommen, ſo kan man ſich öftermalen nicht hüten, daß man nicht betrogen werde. Ich verhoffe aber in Unterſuchung ihrer Schriften mich ſo auf meiner Hut zu halten, daß mir ſolches nicht oft wiederfahren ſoll.

Die einheimiſche Bewohner dieſer Inſeln ſo wohl Männer als Weiber ſind von einer mittelmäßigen Länge und recht wohl geſchaffen. Der Schwartzen ihre Geſtalt und Weſen iſt auch eben ſo wenig zu verachten, als der Weiſſen ihres. Einige von ihnen tragen lange, andre kurtze Haare. Die Mahometaner laſſen nur eine Locke am Haupt ſitzen, und ſcheren ihre Haare übrigens ab; an ſtatt einer Mütze aber oder Huts tragen ſie ein Tuch über dem Haupt, und laſſen die Enden davon hinten herunter hangen. Die Weiber binden ihre Haare in eine Rolle zuſammen hinten auf dem Kopf, und zieren ſie mit Juwelen und andern glänzenden Zierrathen aus. Sie tragen auch Ketten, Ohr-Ringe, Braſeletten an Armen und Beinen, und Ringe an den Fingern. Die civiliſirteſten, welche nahe bey den **Spaniern**, oder auch unter ihnen wohnen, tragen ein Hemde und ein Kleid darüber, das ihnen bis ans Knie reichet. Die **Schwartzen** und die Einwohner der Gebirge bedecken nur ihre Lenden mit ein wenig Leinwand, und die gemeinen Leute haben durchgehends weder Schuhe noch Strümpfe. Die **Chineſer** kleiden ſich nach ihrer Landes-Manier, welche ſchon oben iſt beſchrieben worden. Die **Spanier** und **Meſtizen** aber kleiden ſich nach ihrer eigenen façon. Die Einheimiſche, welche an den See-Küſten wohnen, ſitzen auf untergeſchlagenen Beinen, ſo wol

bey

bey der Mahlzeit als ſonſten, wie alle übrige Indianer thun. Ihre gemeinſte Speiſe iſt Reis und Fiſch. Sie eſſen ſelten Fleiſch ohne an ihren Feſt-Tagen. Ihr täglicher Tranck iſt Waſſer, welches ſie gemeiniglich ſehr heiß trincken: ſie brauchen auch Palmen-Wein und Taddy, welches letztere aus dem Palmen-und Cocos-Baum gezogen wird, von beyden aber deſtilliren ſie einen Spiritum, der dem Brandtwein oder Arack nicht unähnlich iſt. Ferner haben ſie auch ein Getränck *Chiliam* genant, welches aus dem Saft von Zucker-Rohr gekocht wird. Sie deſtilliren auch Arack aus dem Reis. Die Einwohner der Gebierge leben vornehmlich von Wurtzeln und Früchten, und von dem Fleiſch der wilden Thiere, welche ſie auf der Jagd fangen oder ſonſt von einigem Ungezieſer. Denn ſie ſollen ſich alle gantz und gar nicht weder auf den Reis-oder ſonſt eine andere Art von Acker-Bau legen. Die Spanier, welche gemeiniglich gerne eine gute Tafel halten, eſſen des Mittags Fleiſch und des Abends Fiſch.

Die Einheimiſchen, die an der See-Küſte wohnen, haben eben ſolche Muſic, Täntze und Schau-Spiele, als die Chineſer. Bey ihrem Geſang ſingt einer einen Vers ab, und der andere wiederholet denſelben bey dem Schall einer Paucke, oder metallenen Trommel. Ob ihre Täntze gleich einem Gefecht ſehr ähnlich ſeyn, ſo ſind ihre Bewegungen und Gebärden dabey doch ſehr regulair. Unterweilen gehen ſie mit Picken auf einander loß, weichen aber mit guter Manier zurücke: ſo, daß ihre Aufzüge, die ſie dabey machen, wie man ſagt, galant genug ſeyn ſollen. Ihre gröſte Luſt haben ſie an dem Hahnen-Gefecht. Das Baden iſt unter ihnen auch ſehr gebräuchlich, welches ſie weder Morgens noch Abends unterlaſſen. Dieſes ſoll, wie man meinet, eine Urſache ſeyn, warum ſie ihre Häuſer an den Ströhmen bauen. Man berichtet auch, daß die Weiber gleich nach ihrer Entbindung, wie auch die neugebohrne Kinder immerfort in kaltem Waſſer gebadet werden, ohne davon einigen Schaden zu leiden. Männer und Weiber ſind durchgehends auf das Tobackrauchen und auf das Betel und Arack kauen ſehr erpicht. In vorigen Zeiten ſollen ſie einander mit Abziehung des Leinwands, mit welchem ſie ihr Haupt bedecken, gegrüſſet haben. Wenn ſie aber itzunder vor einem Mann, vor welchem ſie groſſen Reſpect hegen, ihre Reverentz machen wollen, ſo beugen ſie den Leib und die Knie, falten auch beyde Hände, und heben ſie bis ans Haupt empor. Sie reden wie die Chineſer, immer in der dritten Perſon, und brauchen ſelten die Wörter ich und ihr. Der Vornehmſte wird auch niemals von den Geringern angeredet, ſondern dieſe warten allezeit bis der erſtere ſie anſpricht.

Manila liegt ſo accurat in der Mitten zwiſchen den reichen Ländern in Oſten und Weſten, daß man dieſen Ort für den bequemſten Platz zur Handlung hält, insbeſondere wenn die Moluckiſchen Inſeln unter derſelben Herrſchaft ſtehen. Daher

her kan man wohl ſagen, daß die beſte Portion in Oſten und Weſten den Spaniern zu Theil geworden. Aus Neu-Spanien und Peru bringt man Silber hieher, aus Golconda Diamanten und andere köſtl. Edelgeſteine, von Ceilon Kaneel, Pfeffer aus Java, Nägelein und Muſcat-Nüſſe aus den Moluckiſchen Inſeln, Seide von Bengala, Kampfer von *Borneo*, *Benjoin* und Helfenbein von *Cambodia*. Seide und Porcellan aus China. In vorigen Zeiten kamen auch jährlich zwey oder drey Schiffe von Japan hieher, welche mit Silber, Birn-Stein, Seide, Cabinetten und andern lackirten Waaren beladen waren, die ſie gegen Felle, Wachs und andere Früchte des Landes vertauſchten. Es ſeegeln auch jährlich zwey reich beladene Schiffe von hier nach *Aquapulco* in Neu-Spanien, welche bis auf dieſen Tag mit Silber befrachtet wieder retourniren, wobey ſie 400 pro cent gewinnen.

Kein Land in der Welt hat einen gröſſern Uberfluß an Lebens-Mitteln, welches man ſchon aus der Menge der Einwohner abnehmen kan, die ſich in dem Gebirge und in den Wäldern aufhalten, und bloß von den Erd-Früchten nebſt dem Wild, ſo ſie auf der Jagd fangen, leben. Es iſt auch kein Land auf der Welt ſchöner, als dieſe Inſeln. Alles grünet daſelbſt immerfort. Man findet das gantze Jahr hindurch Knoſpen, Blüthen und Früchte auf den Bäumen, ſowol auf den Bergen, als in den Gärten. Um aber etliche Dinge ins beſondere anzuführen, ſo ſind dieſe Inſeln ſehr reich an Perln, Birn-Stein, Cathunen, Zibeth-Katzen, und Gold-Minen. Letztere aber werden ſelten oder niemals bearbeitet, woran entweder die Faulheit der Spanier ſchuld iſt, oder daß ſie in der Gewalt der Berg-Leute ſeyn, mit welchen ſie wenig Handlung treiben. Indeſſen wird doch eine groſſe Menge Goldes in der Regen-Zeit von den Bergen herabgeſpület, und hernachmals aus dem Sand in den Ströhmen ausgewaſchen. Es giebt auch hier im Lande Minen von andern Metallen, wie auch vortreffliche Magnet-Steine, und ſo viele wilde Büffels, daß ein guter Jäger zu Pferde mit einem Speer bewaffnet zehen, zwantzig und mehr Stücke an einem Tage ſoll fällen können. Die Spanier fangen ſie um der Häute willen, welche ſie an die Chineſer verhandeln: Den Berg-Leuten aber dienen ſie zur Speiſe. Die Wälder ſtecken gantz voll von Hirſchen, wilden Schweinen und Ziegen. Letztere ſind in einer von dieſen Inſeln ſo überflüßig, daß die Spanier derſelben den Nahmen Cabras oder Ziegen-Inſel geben. Sie haben auch Pferde und Kühe aus Neu-Spanien, China und Japan herüber gebracht, welche ſich ungemein vermehret haben. Die Schafe aber, welche herüber kommen, crepiren alle; welches man dem feuchten Grund und der hieſigen Luft zuſchreibet. Der Uberfluß an Honig-Waben iſt daſelbſt ſo groß, daß das Wachs immerfort in einem niedrigen Preiß ſtehet. Die Einheimiſchen machen Lichter davon, und brauchen keine Lampen, als die andere Aſiatiſchen Völcker. Sie haben vielerley und

ſehr unterſchiedliche Sorten von Bienen, diejenige welche ſie Pocoytan nennen, ſind gröſſer als unſere Europäiſche Bienen, und bauen ihre Waben vollkommen vier und zuweilen ſechs Spannen lang, und von einer nach der Länge proportionirten Breite unter den Zweigen der höchſten Bäume. Dieſe Waben bleiben immer gantz und unverletzt, ungeachtet der groſſen Regen-Güſſe, die daſelbſt fallen. Die andre Art, die ſie *Liquam* nennen, iſt ſo groß, als die Europäiſchen, und bauet ihre Waben in den hohlen Bäumen. Die dritte Art, welche den Nahmen *Locat* trägt, hat keinen Stachel. Dieſe aber machen ſauren Honig und ſchwartzes Wachs, und capern immerfort auf die andern. Noch haben ſie eine Sorte *Camomo* genant, welche gleich den erſten ihre Waben an den Bäumen befeſtigen.

Was die Gummien anlanget, ſo ſchwitzen die Stämme der Bäume in dieſem Lande Jahr aus Jahr ein allerhand Sorten davon aus. Die gemeinſte Sorte, welche die Spanier *Brea* nennen, wird an ſtatt des Pechs gebraucht. Von den übrigen Sorten ſind etliche heilſam, andere wohlriechend, und andere wiederum zu anderm Gebrauch ſehr nützlich. Der Uberfluß vom Gummi iſt daſelbſt ſo groß, daß nicht nur die Bäume, ſondern auch der Grund bey denſelben herum davon gantz bedecket wird. Etliche Gewächſe haben auch im April und Majo den Gummi an allen Blättern ſitzen.

In dieſen Inſeln fallen auch Affen und Pavians von ſo ungemeiner Gröſſe, daß ſie (wie man erzehlet) ſich zu Wehre ſetzen ſollen, wenn ſie von Menſchen angefallen werden. Einige von ihnen gehen auf zwey Füſſen. Wenn ſie auf den Bergen keine Früchte zu eſſen antreffen, verfügen ſie ſich hinunter in die See, und fangen Krabben (See-Krebſe) Auſtern und dergleichen Fiſche. Damit die Auſtern ſich nicht zuſchlieſſen, und alſo ihre Pfoten in die Klemme kriegen mögen, ſtecken ſie allezeit erſt ein Steinlein hinein, wodurch ſie zugleich verurſachen, daß die Auſtern ſich allgantz nicht ſchlieſſen können. Die See-Krebſe zu fangen laſſen ſie ihren Schwantz in die Löcher, in welchen ſie liegen, hinab hängen, und wenn die Krabben ſich an denſelben anſchlieſſen, ziehen ſie ſie zum Waſſer heraus.

Man findet auch viele Zibeth-Katzen allhier. Wenn der Zibeth dieſen nicht alle Monath abgenommen wird, werden ſie darüber in eine ſolche Hitze geſetzet, daß ſie ſich zu Erleichterung ihrer Schmertzen, auf der Erden herum wältzen, bis die Blaſe ihnen bricht, wodurch ſie denn Linderung in ihrer Pein bekommen. Man trifft hier auch eine Art Fuchsfarbener Katzen an, welche, wie Fleder-Mäuſe, mit Flügeln verſehen ſeyn. Mit ſelbigen fliegen ſie von einem Baum zum andern, wenn ſie ſchon mehr als 21 Fuß von einander abſtehen. In der Inſel *Leyte* haben ſie eine Creatur *Mago* genant, welche einer Mauß nicht unähnlich iſt, ausgenommen daß der Kopf zweymal ſo groß iſt, als der Leib.

Es

Es giebt hier auch Schlangen von einer ungemeinen Gröſſe. Eine Sorte derſelben *Ibitin* genant, ſoll, dem Verlaut nach, ſich mit dem Schwantze an einen Aſt von einem Baum anhencken, und einen Hirſchen, Bären, wild Schwein oder Menſchen, der daſelbſt vorbey gehet, mit dem Mund an ſich ziehen, und mit eins verſchlingen können. Hernach ſchlinget er ſich feſt um den Baum herum, bis er ſeinen Raub verzehret hat. Der gute *Pater*, der uns dieſes berichtet, meldet dabey, daß die Spanier ihm verſichert, daß gegen dieſe Schlangen nichts anders zu thun ſey, als daß man die Luft, die zwiſchen dem Menſchen und der Schlangen iſt, brechen müſſe. Solches kommt ihm ſehr wahrſcheinlich vor. Denn auf ſolche Weiſe müſten die mit ſolcher anziehenden Kraft begabte Particuln, die zwiſchen beyden ſind, nothwendig zerſtreuet werden. Wer aber das ſohin nehmen kan, muß den Glauben, oder vielmehr die Leichtgläubigkeit eines *Miſſionarii* haben. Sie haben eine andere Art von Schlangen *Aſangua* genant, welche nichts als Hüner friſt, und abermal eine Nahmens *Olopong*, welche recht extraordinair giftig iſt. Die gröſten unter allen ſind die *Boles*, welche manchmal zwantzig bis dreyßig Spannen lang ſind. Sonſt iſt hier auch ein Thier zu finden, Nahmens *Iguana*, welches alles zahme Geflügel verſchlingt. Es iſt dem *Alligator* oder einer Art Crocodilen ähnlich. Das Fell iſt purpurfarbig und mit gelben Flecken beſprenget, die Zunge iſt geſpalten, die Füſſe aber ungeſpalten, und mit Klauen gewapnet. Ob es gleich auf dem Lande lebet, kan es doch ſehr geſchwind über die Ströhme herüber kommen. Die Indianer und etliche Spanier eſſen es und ſagen, daß das Fleiſch bey nahe, als der Kröten Fleiſch ſchmecken ſoll.

Was die Crocodilen in dieſen Inſeln anlanget, ſo erzehlen die *P. Miſſionarii*, daß die Weiblein ſehr fruchtbar ſeyn ſollen, ſo, daß ſie wohl bey 15 junge Crocodilen auf einmal werfen. Ja es würden Ströme und Seen zum gröſten Nachtheil der Menſchen gar bald von dieſen Ungeheuren krümmeln und wimmeln, wenn die Alten nicht ihre eigne Jungen verſchlungen, und nur wenige von letztern ihnen entlaufen könten. Sie berichten ferner, daß die Crocodile keinen natürlichen Gang haben, ihren Unrath dadurch auszuwerfen. „(Dieſes aber iſt bey der Anatomie „eines Crocodils, ſo einige Mitglieder der Königlichen Academie der Wiſſenſchaf„ten in *Siam* angeſtellet haben, falſch zu ſeyn befunden worden.„) ſondern daß alles was nach der Verdauung in ihrem Magen übrig bleibet, von ihnen wieder ausgeſpien werde. Indeſſen tragen ſie das, was ſie gefreſſen haben, lange Zeit im Magen, und haben nicht alle Tage Hunger. Wenn dieſes nicht wäre, könten dieſe Creaturen nicht ohne den Ruin von einer groſſen Menge von Menſchen und Thieren gefüttert werden: welches die *Miſſionarii* als ein herrliches Argument der göttlichen Vorſehung bemercken. In einigen, die geöfnet worden, hat man Menſchen-

Beine und Köpfe, wie auch Steine gefunden, welche ſie, nach der Indianer Sage, verſchlucken ſollen, um ihren Magen damit zu pflaſtern und zu ſtärcken. Die Weiblein legen ihre Eyer auſſer dem Waſſer, damit die Sonne ſie ausbrüten könne. Selbige ſind zweymal ſo groß, als Gänſe-Eyer, und ſo hart als ein Stein. Der Dotter iſt klein, wie bey den Eyern der Schild-Kröten. Die Spanier eſſen die junge Crocodilen eben ſo wohl, als die Indianer. In den ſtehenden Seen trifft man noch eine Art von Crocodilen an, welche man gemeiniglich *Alligator* nennet. Sie ſind nach dem Bericht derſelben *Patrum* nur darin von dem Crocodil unterſchieden, daß ſie keine Zunge haben, und wegen Mangel dieſes Gliedes kein Geräuſch im Waſſer machen, oder etwas unter Waſſer niederſchlucken können, dahero ſie ihren Raub nothwendig auf dem Lande verzehren müſſen. Man giebt vor, daß man für dieſe *Alligators* gantz ſicher ſeyn ſolle, wenn man die Frucht *Borga* bey ſich träget, welche ebenfalls ein Präſervativ gegen die Zauberey ſeyn ſoll, wo man den Hn. *Miſſionariis* glauben darf. In den Seen von *Mindanao* und *Xolo* halten ſich die See-Pferde ſehr häufig auf, welche denen Pferden zu Lande in allen Stücken ähnlich ſeyn, ausgenommen daß ſie keine Füſſe oder Schwäntze haben. Man findet zwey Arten von Schild-Kröten in den hieſigen Gewäſſern, die gröſſern werden gegeſſen, und ſchmecken wie Rinder-Fleiſch, die Schale aber iſt nicht viel werth. Das Fleiſch von der andern Art dienet nicht zur Speiſe, die Schale oder Schild aber iſt recht gut zu allerhand Gebrauch. Einige von ihnen ſollen auch zu einem herrlichen Gegengifft dienen, wie man vorgiebet. Nach dem Bericht der *Miſſionarien* trägt ſich hier zu Lande recht etwas ſonderliches zu. Die Blätter nehmlich von etlichen Bäumen in den Philippiniſchen Inſeln werden in lebendige Creaturen verwandelt, deren Flügel, Füſſe und Schwäntze nach dieſer Metamorphoſirung eben die Farbe und Geſtalt behalten, welche die übrige Blätter haben. Einige *Patres* geben vor, daß ſie dieſes ſelbſt geſehen haben; ein ander aber erkläret ſich darüber weit vernünftiger, und ſpricht, daß dieſe Creaturen von einem Wurm, der in den Blättern ausgehecket wird, herkommen.

Es giebt auch in dieſen Inſeln unterſchiedliche Arten von Papageyen und weiſſen *Cacatoes*, welche etwas gröſſer ſind, als die Papagoyen, und einen Schopf von Federn auf dem Kopf haben. Die Calicutſche Hühner, welche die Spanier in die Philippiniſche Inſeln gebracht haben, wollen daſelbſt nicht gedeyen. Sie haben aber eine Art Hühner *Camboxa* genant, deren Beine ſo kurtz ſeyn, daß die Flügel an der Erden hinſchleppen. Sie haben noch einen andern Vogel mit langen Füſſen, der ſo gut als ein Calicutiſches Huhn ſchmecket, und auſſer den gemeinen Hühnern haben ſie noch eine beſondere Sorte, welche recht ſchmackhaft iſt, ob gleich die Gebeine und das Fleiſch ſchwartz ſind. Die Seen um die gantze Inſel herum

ſind

ſind auch mit Fiſchen reichlich verſehen, inſonderheit aber iſt der Fiſch daſelbſt häufig anzutreffen, den die Spanier *Peremuger* oder den Frauen-Fiſch nennen. Man ſieht auch ab und zu Schwerdt-Fiſche, die 15 Fuß lang ſind, in dieſen Seen. Der Vogel *Tavan* iſt ein ſchwartzer Vogel, etwas kleiner als ein Huhn, und hat einen langen Hals. Sie legen vierzehn oder funfzehn Eyer in einer kleinen Grube an der See-Küſte, und bedecken ſie mit Sand: welche hernach von der Hitze der Sonnen und des Sandes ausgebrütet werden. Ihre Eyer ſind ſo groß, als Gänſe-Eyer, aber nur wenig Weiſſes darinnen. Wenn die Küchlein ausgebrütet ſeyn und anpicken um durch die Schale auszubrechen, kommt der Dotter gantz zum Vorſchein, und iſt noch recht ſüß von Geſchmack: daher die Spanier mannigmal die kleine Küchlein mit dem Dotter aus einer Schüſſel zugleich eſſen. Die Küchlein unterhalten ſich ſo lange von dem Dotter, bis ſie ſtarck genug ſeyn durch den Sand herdurch zu brechen, und alsdenn erſtlich lockt die Mutter ſie an ſich, welche ſich immer bey dem Neſt aufhält. Die gemeine Leute ſuchen dieſe Neſter am Strande auf, und wo ſie einen kleinen Sand-Haufen finden, rühren ſie denſelben auf, da ſie denn bald Küchlein bald Eyer finden. Beyde aber geben ein recht gut Eſſen. Sie haben auch eine Art von Turtel-Tauben, die auf dem Rücken grün und auf der Bruſt weiß ſind, mit einem rothen Flecken in der Mitten, gleich als wenn es eine friſche blutige Wunde wäre. Ebenfalls haben ſie einen ſchwartzen aſchfärbigen Vogel *Colin* genant, von der Gröſſe einer Amſel. Dieſer hat keine Federn auf dem Kopf, ſondern an deren Stelle eine Crone von Fleiſch. Noch iſt ein beſonderer Vogel daſelbſt *Saligan* genant, welcher ſein Neſt an der Seiten der Klippen bauet, wie die Schwalben bey uns an den Wänden der Häuſer. Dieſe ſind die ſo berühmte Vogel-Neſter, von welchen in dem Stück von *Cochin-China* iſt gehandelt worden. Der grüne Vogel *Herrero*, hat einen ſo groſſen und harten Schnabel, daß er ein Loch in einen Baum damit hauen kan, ſein Neſt darin zu machen. Weil er nun bey der Operation ein groß Geräuſch macht, haben die Spanier ihn *Herrero* oder den Zimmermann genant. Man ſchreibet auch von einem andern Vogel, den ſie *Kolo-Kolo* nennen. Selbiger ſoll ſchwartz und bey nahe ſo groß, als ein Adler ſeyn: dabey aber halb die Geſtalt eines Vogels, und halb eines Fiſches haben, und in dem Flug Fiſche fangen. Dieſes aber ſcheint ein gar zu greuliches Unthier zu ſeyn, als daß man alles, was davon geſagt wird, auf ſolche Relationes gleichweg glauben könne. Auf den Calamianiſchen Inſeln giebt es eine gräuliche Menge von Pfauen, Faſanen aber und Rebhüner findet man in dieſen Inſeln gar nicht. Ihre Haſel-Hühner aber ſollen ſehr gut zu eſſen ſeyn, gleichwie auch die Wachteln, welche halb ſo groß, als die unſrigen ſind, und einen rothen Schnabel und Füſſe haben. Die grüne Vögel *Volanoes* genant, halten ſich in allen dieſen Inſeln auf.

Eine Art von ihren Baum-Früchten, die ſie am meiſten eſtimiren, ob ſie gleich in den Holtzungen wild wächſt, führet den Nahmen *Santer*. Die Gröſſe, Geſtalt und Farbe derſelben gleichet einer reifen Pferſich; ſie hat aber 5 Kernen, die dem Samen der Pomerantzen ſehr ähnlich ſind. Die Spanier machen ſie eben ſo ein, als die Quitten; und wenn ſie halb reif in Eßig eingelegt werden, ſind ſie ſehr gut. Der Baum kommt dem Wallnuß-Baum ſehr nahe, und hat breite Blätter, die eine heilſame Kraft haben ſollen. Sie haben noch eine andere und ein wenig gröſſere Frucht *Magol* genant, welche mit zarten Zäſerlein bedecket iſt, wie die Pferſichen, und der Farbe nach den Pomerantzen gleichet: ſie ſind aber ſchwer zu verdauen, und ſchlecht von Geſchmack. Der Baum iſt ſo groß, als ein Birn-Baum, und hat dicke Zweige, trägt auch Blätter ſo groß, als die Lorbeer-Blätter, das Holtz iſt ein wenig ſchlechter als Eben-Holtz. Sie haben auch *Mangoes*, *Durions*, und die meiſte Indianiſche Früchte. Oel-Bäume haben ſie nicht, aber an deren Stelle eine Frucht *Paxos* genant, welche nicht viel davon unterſchieden iſt. Es giebt auch unterſchiedliche Arten von Pomerantzen daſelbſt, welche von den Europäiſchen unterſchieden, und gröſſer als dieſe ſeyn. Sie ſind gleichfals mit groſſen und kleinen, und mehrentheils ſüſſen Limonien verſehen. Es ſind auch unterſchiedliche Arten von Früchten aus Neu-Spanien hier herüber gebracht, und ſo zu reden naturaliſiret worden. Die Bäume aber, von welchen ſie den meiſten Vortheil ziehen, ſind die Palmen-Bäume, in welchen der Reichthum der Groſſen auf den Philippiniſchen Inſeln vornehmlich beſtehen ſoll. Unter dieſen zehlen ſie viertzigerley Sorten, von welchen der *Sago*-Baum der vornehmſten einer iſt, welchen wir ſchon (bey Japan) beſchrieben haben. Die nächſte Sorte nach dieſer iſt diejenige, welche den Palmen-Wein giebet. Dieſer Baum wächſt ſelten ſo dick, daß er den Nahmen eines Baumes mit Fug tragen kan, und wird gemeiniglich in den Moraſten, die ſaltzig Waſſer haben, gefunden. Die Frucht gleichet einer Dattel, wird aber nimmer reif, weil ſie ſo bald als der Baum anfängt zu blühen, die Zweige abſchneiden, damit der Saft in die untergeſetzte Gefäſſe herabrinnen könne. Die Blätter durchweben ſie mit dünnen Rotting und gebrauchen ſie alſo ſehr nützlich ihre Häuſer damit zu decken. Von dem Wein, den ſie aus den Palmen- und Cocus-Bäumen ziehen, machen ſie, wenn er alt wird, einen Eßig: aus den Cocos-Nüſſen aber verfertigen ſie ein Oel. Die dritte Art von Palmen-Bäumen *Yonola* genant, fournirt ihnen eine Art von Wolle, woraus ſie Madratzen, Pfühler und eine Art ſchwartzen Garns zu Schiffs-Thauen, *Jona* genant, verfertigen. Der Drat von dieſem Garn iſt ſo lang und dick, als der Hanf; es hält ſich aber weit länger wieder das See-Waſſer. Aus den Blättern einiger Palm-Bäume verfertigen ſie, wie ſchon anderwerts angezeiget iſt, Hüte, Tapeten, Seegel auf ihren Fahrzeugen, und das

Dach

Dach auf ihren Häuſern: auſſer dieſen dienen ſie ihnen auch zu allerhand andern Gebrauch. Die *Tamarinden* oder *Sampalos* ſind ein wild Gewächs, und ſtecken in Hülſen, gleich den grünen Erbſen. Sie haben einen ſcharfen Geſchmack, und werden vielfältig mit Zucker angemacht. Kein Ding aber auf der Welt iſt heilſamer und löſchet den Durſt beſſer im Fieber. Der Baum iſt hoch und dick; die Blätter aber klein, und das Holtz dienet zu demſelben Gebrauch, als das Eben-Holtz. Es wächſt auch *Caſſia* in dieſen Inſeln. Der Baum iſt nicht ſo groß, als der *Tamarinden*-Baum: hat aber weit dickere Zweige. Die ſind hübſch grün, und gröſſer als die Blätter an einem Birn-Baum. Wenn letztere ſamt der Blüthe zu einem Conſerv gekocht werden, haben ſie dieſelbe Wirckung als die Frucht, ſind aber nicht nahe ſo eckelhaftig. Wann man auch von der jungen Frucht ein Conſerv machet, pfleget ſolches ein gutes Mittel zur Abführung zu ſeyn. Die Berge ſind mit dieſer Frucht vornehmlich auf der Inſel *Mindanao* in ſolchem Uberfluß verſehen, daß ſie mit ſelbiger im May- und Juni-Monat ihre Schweine mäſten. Auf den Gebirgen wächſt Zimmer-Holtz zu Schiffen und Häuſern, und unter andern ſchwartz Eben-Holtz, und roth *Blayong*. Sie ſind ebenfals mit *Kalamback*, welches eine aromatiſche Rinde hat, und mit allerhand Sorten von Färber-Holtz verſehen. Sie haben noch eine Art von Holtz, die ſo hart iſt, daß eine Säge-Mühle, die vom Waſſer getrieben wird, es nicht in Stücken ſägen kan; daher die Portugieſen es *Ferro* oder Eiſern Holtz nennen. Es giebt auch auf den Gebirgen in *Manila* eine groſſe Menge von unächten Muſcat-Bäumen, die aber zu nichts nütze ſeyn. Der *Cacao*-Baum, den ſie aus Neu-Spanien herüber gebracht haben, geräth und wächſt hier ſehr häufig und ſchön, ſo, daß ſie die Frucht nicht aus America dürfen bringen laſſen. Doch ſind die hieſigen *Cacao*-Nüſſe ſo gut nicht. Sie haben auch ein wenig Zimmet, ſo aber mit dem Ceiloniſchen nicht zu vergleichen ſtehet. Hier wächſt auch der *Amet*-oder Waſſer-Baum, aus welchem die Einheimiſchen mit Einſchneidung eines Lochs Waſſer ziehen.

Sie haben auch eine Sorte von Rotting oder ſpaniſchen Rohr, welche die Spanier *Vaxuco* nennen. Wenn man einen Schnitt in ſelbiges thut, läuft eine ziemliche Quantität Waſſer heraus, das gut genug zu trincken iſt. Die Berge, auf welchen das Waſſer am meiſten gebricht, ſind überflüßig damit verſehen. Es kriecht gemeiniglich längſt den Bäumen, bis an die oberſte Spitze hinan, und klebet an dieſelbe als Epheu. Sie haben aber noch eine andere Sorte von dieſem *Vaxuco*, welche ſehr gerade wächſt, und deswegen zu Picken und Hellebarten gebraucht wird. Das Königliche Zeug-Hauß zu *Manila* iſt mit lauter ſolchem Gewehr verſehen, das von dem *Vaxuco* gemacht worden. Es giebet auch eine groſſe Menge von *Plantains*-oder Saggen-Bäumen in dieſen Inſeln, von welcher Frucht

Adam nach etlicher Leute Meinung ſoll gegeſſen haben, als er fiel. Die Blätter dieſes Baums ſind ſo lang und breit, daß ihrer zwey, wie einer von den *Patribus* bemercket, bey nahe einen Mantel (eine Schürtze ſoll es vielleicht ſeyn) ausmachen können. Die **Indianer** pflantzen ſie bey ihren Häuſern herum nicht nur wegen des Schattens der Blätter, ſondern auch, weil ſie ihnen zu allerhand häuslichem Gebrauch dienen, und die Stellen eines Napfes oder einer Schüſſel u. ſ. w. oft vertreten müſſen. Aus der Frucht machen ſie Wein-Eßig. Die beſten Früchte werden *Tundques* genant, und ſind anderthalb Spannen lang, und ſo dick als ein Arm. Sie eſſen ſelbige geröſtet mit Wein und Zimmet. Sonſt giebts noch viele Arten von *Saggen* oder *Plantains*, unter welchen diejenige, die ſie *De Does de Dama* oder *Damen*-Finger nennen, recht gut iſt. Es hangen oft hundert oder zwey hundert von ſolchen *Saggen* an einem Zweig, ſo, daß ſie genöthiget ſeyn, die Zweige zu ſtützen. Zucker-Rohr, Ingwer, Indigo, Toback und *Batatten*, welche der **Indianer** Speiſe ſeyn, und auch von den **Spaniern** hoch eſtimirt werden, fallen hier auch häufig. Von den *Batatten* haben ſie verſchiedene Sorten, als die *Camotes*, welche wie groſſe Radieß ausſehen, und einen niedlichen Geruch und Geſchmack haben. Die *Glabis*, welche dem Kern der Fichten-Aepfel etwas gleichen, und gekocht von den **Indianern** an ſtatt des Brods, von den **Spaniern** aber als ein Zugemüß gegeſſen werden. Die *Vbis*, welche ſo groß ſind als ein Kürbis, und ein Kraut haben, das dem Epheu ähnlich. Es giebt auch eine ſo groſſe Menge von allerhand Wurtzeln in der gantzen Inſel, daß viele tauſend von den Einheimiſchen davon vornehmlich leben. Ja es fehlet ihnen an Lauch und Zwiebeln auch nicht. *Piennas*, oder Fichten-Aepfel, oder wie ſie die **Portugieſen** nennen, *Ananas*, welche eine von den beſten Früchten der **Oſt-Indiſchen** Länder ſind, findet man hier in groſſer Menge. Man hält aber dafür, daß ſie das Fieber erregen ſollen. Auch ſagt man, daß ein Meſſer, wenn es eine halbe Stunde in einem ſolchen Apfel geſtecket, allen ſeinen Stahl verliehren ſoll. Weil ich aber nicht weiß, ob jemals ein Experiment davon gemacht ſey, kan ich nicht für die Wahrheit der Sache Bürge werden.

Mit wohlriechenden Kräutern und Blumen hat die Natur dieſe Inſeln auch reichlich verſorget. Selbige wachſen daſelbſt von ſelbſt ohne Wartung: und die Einheimiſchen nehmen ſich eben ſo wol als die **Spanier** nicht die allergeringſte Mühe ſelbige zu pflantzen und ihre Art zu verbeſſern. Dahero ſind auch ihre Gärten nicht nahe ſo gut, als die **Europäiſche**. Unter ihren Blumen iſt die *Zamaga* eine von den feineſten. Selbige gleichet einer kleinen weiſſen Roſe mit dreydoppelten Blättern, und riecht weit angenehmer als die Jeſminen. Die *Daſa* hat eine aromatiſche Wurtzel, und die Felder ſind voll davon. Die *Tala* iſt auch eines von den ſtarck und wohlriechenden Kräutern. Was aber die Mediciniſche Kräuter anlan-

anlanget, ſo iſt kein Land reichlicher damit verſehen, als die Philippiniſche Inſeln. Denn auſſer Salvey, Marien-Kraut, Krauſe-Müntze, Dach-Wurtz und andern in Europa bekanten Kräutern, haben ſie viele, die in dieſen Ländern gantz alleine wachſen. Das Kraut, *Del Pollo* genant, iſt dem Portulack ähnlich, und wächſt allenthalben. Sie haben ſelbigem den Nahmen *Del Pollo* gegeben, weil es in ſehr kurtzer Zeit alle Wunden heilet, welche ihre Streit-Hahnen im Gefecht bekommen. *Panſipan* iſt ein hochwachſend Kraut mit einer weiſſen Blüthe, die der Bohnen-Blüthe ähnlich ſiehet. Wenn man dieſe zerſtöſt, und auf eine Wunde leget, pfleget ſie alles Gift geſchwind auszuziehen, und alle Fäulniß wegzunehmen. In den Inſeln *Mindanao* und *Xolo* wächſt auch ein Kraut *Del Sapo* genant, und viele andere von ſolcher Kraft. Sie brauchen das Opium gleichwie die Türcken, um ſich auf eine Zeit lang alles Gebrauchs der Vernunft zu berauben, und wenn ſie mit ihrem Feind handgemein werden, ſich alle Furcht zu benehmen. Die Fabel, daß die Wunden derjenigen, welche Opium eingenommen haben, nicht bluten ſollen, nehmen die Herren *Miſſionarii* als eine Wahrheit an. Auf eben demſelben Grund beruhet die Nachricht, welche wir von zwey andern hieſigen Wunder-Kräutern haben. Das eine von denſelben ſoll den Männern alle Empfindung ihrer Mannheit benehmen, wenn ſie es an die Nieren legen; und wenn man das andre in den Mund nimmt, ſoll es alle Ubelkeit vertreiben, und den Menſchen ſo ſtärcken, daß er zwey Tage ohne Speiſe zu genieſſen arbeiten kan.

Weil die Luft in dieſen Inſeln heiß und feucht iſt, bringt ſie ſehr viel giftige Thiere, gleichwie der Grund giftige Kräuter und Blumen hervor, welche nicht nur diejenigen tödten, ſo ſie eſſen oder berühren, ſondern auch die Luft inficiren, ſo, daß viele Leute in der Zeit ſterben, da ſie blühen. Es ſind aber eben dieſe Inſeln auch dagegen mit allerhand Gegengift reichlich verſehen, und ins beſondere mit dem Stein *Bezoar*, welcher in dem Bauch eines Thieres, ſo einem Hirſch ſehr ähnlich, gefunden wird, wie auch mit der Wurtzel *Dilao*, die dem Ingwer gleichet, und geſtoſſen mit Oel gekocht den Biß der giftigen Thiere heilet. Das Kraut, welches die Spanier *Colubras* oder Schlangen-Kraut nennen, hat nach dem Bericht der *Miſſionarien* eine ſolche Kraft, daß es eine in Stücken gehauene Schlange wieder zuſammen heilen ſoll. Man ſchreibet dieſelbe Kraft auch einem Holtze *Docton* genant zu: es ſcheinet aber beydes einen weitern Beweiß zu erfodern. Der Baum *Camandag* iſt ſo giftig, daß die *Pelamiden* (eine gewiſſe Art von kleinen See-Fiſchen, die den Sardellen ähnlich) wenn ſie die ins Waſſer gefallene Blätter eſſen, davon ſterben, und die Menſchen ebenfalls, welche ſolche vergifftete Fiſche genieſſen. Der Saft, der aus dem Stamm dieſer Bäume flieſſet, wird von den Völckern des Landes gebraucht, die Spitzen ihrer Pfeile mit zu vergiften. Selbſt der Schatten

des Baums iſt ſo auszehrend, daß kein Gras oder Kraut wächſet, ſo weit als derſelbe reichet, und wenn man ihn umſetzt, verderbet er alle übrige Gewächſe, welche nahe daherum ſtehen, einen kleinen Strauch alleine ausgenommen, der ein Gegengift gegen dieſen Baum iſt, und immer bey demſelben wächſt. Ein Stück von einem Zweig dieſer Staude, oder ein Blat von derſelben ſoll denjenigen, der es im Munde träget, gegen das Gift dieſes Baumes vertheidigen. Dahero die Indianer auch allezeit etwas davon bey ſich tragen. Die *Maka Bukay*, oder der Geber des Lebens iſt eine Art von Epheu, welches an allen Bäumen hinauf läuft, und ſo dick, als eines Mannes Finger wächſt. Es hat lange Schüſſe, als die Wein-Rancken, von welchen die Indianer ſich Arm-Bänder verfertigen, welche nach ihrer Meinung ſie gegen alles Gift bewahren ſollen. Sonſt trifft man noch unterſchiedliche Bäume und Kräuter von einer ausnehmenden Kraft in dieſen Inſeln an; welche *Georgius Carol*, ein Hochteutſcher von Nation, und Apothecker bey dem Jeſuiter-*Collegio* zu *Manila* in zweyen Folianten umſtändlich beſchrieben hat. Unter andern haben ſie ein lebendiges (oder eigentlich ein ſehr empfindlich) Kraut, welches in alle Maſſe den jungen Kohl-Pflantzen ſehr ähnlich iſt. Es wächſt aus einem Felſen, und will ſich nicht anrühren laſſen, ſondern tauchet ſich unters Waſſer (wenn jemand mit der Hand demſelben nahe kömmt.) Noch ein ander ſonderbahres Kraut wächſt auf dem S. Peters-Berge nahe bey *Manila*, ſelbiges ſchieſſet nicht ſehr hoch auf, und hat auch nur kleine Blätter: Wenn man es aber anrühren will, ziehet es ſich zurück, und ſchlieſſet alle ſeine Blätter zuſammen; dahero die Spanier es auch *la Vergin Coſa*, das iſt das ſchamhaftige Kraut nennen. Bey *Catbalagan* auf der Inſel *Samar* wächſt eine Pflantze von erſtaunlicher Kraft, welche die Jeſuiter, wie ſie vorgeben, nur vor kurtzen Jahren entdecket haben. Die Holländer ſollen ſie auch kennen, und wie man ſagt, gerne doppelt ſo viel Geld am Gewicht davor geben, als die Pflantze ſchwer iſt. „Doch iſt ſie itzunder ſo theuer nicht„. Die Pflantze iſt dem Epheu ähnlich, und läuft an einem jeden Baum hinauf, der nahe dabey ſtehet. Die Blüthe iſt der Blüthe der Granat-Aepfel ähnlich. Die Frucht wächſt aus den Knoſpen und Blättern, und iſt der Gröſſe und Farbe nach den groſſen Pferſichen, die man *Melicotons* nennet, gleich. Inwendig ſitzen acht, zehen, bis ſechszehen dreyeckte harte Kernen, welche wohl ſo bitter ſchmecken als die Citronen-Kernen. Jede iſt gerne ſo groß, als eine Haſel-Nuß und von Farbe grün oder gelb. Wenn ſie reif ſind, fallen ſie von ſelbſten aus. Die gewöhnliche Doſe, die man zu Pulver geſtoſſen mit Wein oder Waſſer einnimmt, iſt eine halbe *Reale* oder ein Achtel von einem Loth, oder der ſechzehente Theil von einer Untze ſchwer. Wenn die erſte Doſe nicht würcken will, nimmt man noch eine. Es iſt ein kräftiges Gegengift wieder allerhand giftige Kräuter und vergiftete Pfeile, mit welchen die Einwohner von *Macaſ-*

ſar,

ſar, *Borneo*, und den Philippiniſchen Inſeln zu ſchieſſen pflegen. Die *Miſſionarii*, wo wir ihnen glauben können, erzehlen uns, daß es nicht nur ein Gegengift ſey, ſondern auch denjenigen tödte, der einem andern mit Gift vom Brod zu helfen trachtet. Dieſes ſoll, wie mein gar zu leichtgläubiger Scribente verſichert, ſo gewiß ſeyn, daß als einmals ein Indianer zu einem Jeſuiten *P. Alexius* genant, welcher von ungefehr eine von dieſen Nüſſen in der Taſchen hatte, in der Abſicht, ihn mit einem giftigen Kraut den Garaus zu machen, gekommen, dem Pater nichts leides wiederfahren, der Indianer hingegen in ſeiner Gegenwart plötzlich todt zur Erden niedergefallen. Als der *Pater* darauf ſich nach der Urſache dieſes Zufalls erkundigte, ſollen die andern Indianer, als welchen die Kraft dieſes Gegengifts gar wohl bekant geweſen, ihn verſichert haben, daß ſolches gemeiniglich gerne in dergleichē Fällen zu geſchehen pflege. Es dienet aber nicht allein zum Gegengift, ſondern iſt auch mit Wein eingenommen, gegen die Colic und andre von Winden herrührende Kranckheiten ſehr heilſam. Es vertreibet auch alle Bauch- und Magen-Schmertzen, heilet die Convulſiones, und ſtärcket die Weiber in Kindes-Nöthen: wenn letztere es aber vor der Zeit einnehmen, verurſacht es einen Fehltritt. Es iſt ebenfals ſehr gut gegen das andertägige und dreytägige Fieber, wenn es gegen die Zeit, da der Paroxyſmus eintreten ſoll, mit Wein eingenommen wird. Es ſtillet auch das Blut, wenn man es gantz oder geſtoſſen auf die Wunden legt. Flüſſe und Schmertzen ſo wohl an den Zähnen, als am Zahn-Fleiſch heilet es auch. Wenn man es bey ſich trägt, iſt es auch ein Präſervativ wieder die Zauberey; und hat nach dem Bericht der *Miſſionarien* noch viele mehrere Tugenden an ſich. Mit kurtzen, es iſt, wie eine Medicin der Marckt-Schreyer, wieder alles gut. Wer weiß aber, ob es noch gegen eine eintzige Kranckheit ſicher zu gebrauchen iſt. Wenigſtens curiret es wohl nicht die Helfte von allen Kranckheiten, dagegen es bewährt zu ſeyn gerühmet wird.

Die Pomerantzen, Limonien, und verſchiedene andre Bäume bringen hier ihre Frucht zwey mal im Jahr. Wenn man einen Zweig in den Grund ſtecket, wird innerhalb Jahres Friſt ein groſſer Baum daraus, dahero kan man, wie unſer Scribente ſaget, ohne Groſſprecherey verſichern, daß man nirgends in der Welt weder einen ſolchen fruchtbaren Grund, noch Wälder, die ſo voll von dicken und alten Bäumen, noch Bäume, die den Menſchen mehr zu ihres Lebens Unterhalt verſchaffen, antrifft.

Das zehente Capitel

Von der Sprache, Regierung und Macht der unterſchiedlichen Völcker, welche in den Philippiniſchen Inſeln wohnen.

Die Sprache, welche ſo wohl auf den **Philippiniſchen**, als auf den übrigen Inſeln innerhalb der Straſſe von *Malacca* am meiſten geredet wird, iſt die **Malayſche.** Die **Spaniſche** und **Chineſiſche** Colonien reden ſonder Zweifel die Sprache ihres Landes. Die Sprache der Schwartzen kömmt vermuthlich mit der **Malabariſchen** oder **Jentoiſchen** überein, welche in der Halb-Inſel von **Indien**, von wannen ſie urſprünglich gekommen ſeyn, im Schwange gehet. Die **Spanier** aber haben ſo wenig Gemeinſchaft mit dieſer Nation, daß die *Patres Miſſionarii* uns von ihrer Sprache weiter nichts vermelden, als daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, was daraus zu machen ſey. Man vernimmt auch nicht, daß ſie Buchſtaben haben, oder ſchreiben können. Die gelbe Nation aber, die auf dem platten Lande und an der See-Küſten wohnen, ſchreiben nach dem Bericht der *Miſſionarien* auf Papier, wenn ſie deſſen habhaft werden können. An andern Oertern aber ſchreiben ſie mit eiſernen Griffeln auf lange Cocus-Blätter, oder auf die glatte Seite eines Rottings. Sie fangen ihre Zeilen unten an, und ſchreiben ferner aufwerts. Die erſte Zeile ſetzen ſie an der lincken Hand, und continuiren weiter gegen die rechte hin.

Die **Chineſer** ſcheinen eintzig und alleine Handwercker unter ihnen zu ſeyn. In der Vorſtadt, welche ſie zu *Manila* bewohnen, werden alle Arten von Handwerckern und Kauf-Leuten gefunden, weil die **Spanier** und **Indianer** ſich ſelten zur Arbeit begeben, wo die Noth ſie nicht dazu zwinget. Von den ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften verſtehen die Einheimiſchen wenig, und in der Stern-Kunſt ſind ſie ins beſondere ſo unerfahren, daß ſie, wenn eine Sonnen- oder Mond-Finſterniß einfällt, auf ihre Trummeln und küpferne Becken ſchlagen, um den Drachen zu verjagen, welcher die Sonne oder den Mond nach ihrem Wahn verſchlingen will.

Was die bürgerliche Regierung in dieſen Inſeln anlanget, ſo haben die **Spanier** einen *Vice-Re*, welcher zu *Manila* reſidirt. Dieſe iſt eine mit von den einträglichſten Bedienungen, welche in der gantzen **Spaniſchen** Monarchie zu vergeben ſeyn: und alle **Spaniſche** *Grandes* würden ſich ſehr um dieſelbe bemühen, wenn es nur nicht von **Europa** ſo weit entfernet wäre. Der *Vice-Re* hat zwey und zwantzig *Alcaiden*, oder Stadt- und Land-Vögte unter ſich: deren zwey in der Stadt *Manila* wohnen, woſelbſt der eine über die **Europäer**, der andre aber über die **Aſiatiſche** Nationen die Regierung führet. Es iſt auch ein Blut-Gericht daſelbſt, ſo aus drey oder vier Perſonen beſtehet, in welchem der *Vice-Re* den Vorſitz, aber keine Stimme hat. Wenn die Stimmen egal ſeyn, ziehet er einen Gelehrten mit zu Rath, welcher das Votum Deciſivum geben muß. Dieſe Richter ſo wohl als der Sachwalter der Crone beſitzen ihre Chargen auf Lebens-Zeit, und können von dem *Vice-Re* nicht abgeſetzt werden. Alle Kriegs-Bedienten aber ſtehen unter ſei-

nem

nem Commando, und er fertiget alle *Alcaiden* oder Land-Vögte, die er unter ſich hat, einen jedweden nach ſeinem Ort ab. Ihm ſtehet es auch zu alle Capitains auf den Gallionen, welche jährlich nach Neu-Spanien ſeegeln, zu ernennen. Seine Charge trägt im Jahr 50000 Cronen ein. In der Stadt hält er eine Garniſon von ungefehr 800 Soldaten, und hat ihrer noch drey oder vier tauſend in andern Provintzen des Landes unter ſeinem Gebiet. Zum Sold empfangen dieſe monatlich auf jeden Mann 15 Pfund Reis und zwey Stück von Achten.

Wenn der *Vice-Re* nach Hauſe entboten wird, ſo wird öffentlich ausgerufen, daß ein jeder, der etwas wieder ihn zu klagen hat, innerhalb 60 Tagen ſeine Klage einbringen ſolle. Da muß er dann einen harten Stand ausſtehen, denn ſein Nachfolger iſt mannigmal ſein Richter. Nach verrichteter ſolcher Unterſuchung wird der abgehende *Vice-Re* mit einer Relation von ſeiner Aufführung und der Inquiſition, die gegen ihn gehalten worden, nach Spanien zurück geſandt.

Was das Kirchen-Regiment anlanget, ſo iſt zu *Manila* ein Ertz-Biſchof, welchen der König erwehlet. Dieſer ſchlichtet alle Sachen, die durch Appellation von ſeinen Suffraganeis an ihn gelangen: wie auch alles was in ſeinem eignen Stifft vorfällt. Man kan aber auch von ihm an den Päbſtlichen Nuntium, der ſich auf einer von den Philippiniſchen Inſeln aufhält, appelliren. Der Ertz-Biſchof empfängt jährlich 6000 Stück von Achten aus dem Schatz der Crone, und die Biſchöfe von *Sibu*, *Camerina* und *Caguayan* 5000. Auſſer dieſen wohnet allezeit ein Titular-Biſchof oder Coadjutor zu *Manila*, welcher die erſte ledige Stelle verwalten muß, damit die Seelen-Sorge nicht möge zu lange unterlaſſen werden. Denn es gehen oft ſechs Jahre hin, ehe und bevor ein neuer Biſchof aus Spanien ankommt. Was die Inquiſition anlanget, ſo hält das groſſe *Inquiſitions-Tribunal* zu *Mexico* einen Commiſſarium allhier.

Die Chineſer waren vormals Meiſter über das gröſte Theil der See-Küſten, wie wir angemercket haben. Sie verlieſſen aber dieſe Inſeln, weil ſie zu weit abgelegen waren, oder weil es ihnen beſchwerlich war ſelbige zu behaupten. Dem ungeachtet ſind hier ſo viel Chineſer geblieben, daß bey der Spanier Ankunft allein in der Stadt *Manila* und der umliegenden Gegend ihrer mehr als 40000 waren. Dieſe Leute haben ſich nun manchmal mit den Spaniern wegen der Herrſchaft tapfer herum geſchlagen; ſind aber zuletzt von ihnen überwunden worden, da denn die ſiegende Spanier alle Chineſer bis auf 3 oder 4000, welche ſie zum Dienſte ihrer Regierung nothwendig zu gebrauchen gedachten, aus der Inſel vertrieben. Die Nachgebliebene ſind lauter Handwercker und Künſtler, und auſſer dieſen giebts keine andre Leute von ſolchen Profeſſionen im gantzen Lande. Dahero ſie ſich ſchwerlich ohne ihnen behelfen können. Ja die Spanier, ob ſie gleich die abergläubigſte

Nation auf der gantzen Welt ſeyn, wollen ihnen doch lieber die freye öffentliche Ubung ihres heidniſchen Götzen-Dienſtes zu *Manila* erlauben, als ihrer gäntzlich entbehren. Dieſes iſt eine Vergünſtigung, welche ſie ſonſten nicht gewohnt ſeyn, jemand in ihren Colonien zu geben. Sie haben einen *Alcaide* und zwey Spaniſche Beamten über ſich, deren Salaria ſie bezahlen müſſen. Auſſer verſchiedenen Zöllen und Schatzungen, zahlen ſie jährlich nicht weniger als 10000 Stück von Achten, um nur Freyheit zu haben in etlichen Tagen nach ihrem Neu-Jahr zu ſpielen.

Ihr gewöhnliches Spiel iſt *Motua*, welches ſo viel als gerade oder ungerade bedeutet. Denn einer legt einen kleinen Haufen Geld hin, und der andre muß rathen, ob es gerade, oder ungerade ſey. Wo er es trifft, hat er die gantze Summa gewonnen, wo nicht, ſo muß er noch ſo viel dazu herſchieſſen. Die Spanier erlauben den Chineſern nicht in den Häuſern der Chriſten zu übernachten, oder auch bey Nacht Licht oder Feuer in ihren eignen Häuſern zu haben. Man hat auch bemercket, daß dieſes Volck ungemein geneigt ſey zur Sodomiterey. Sie hielten es auch vor keine Sünde, ehe und bevor ſolches ihnen durch ſchwere Strafe gezeiget wurde.

In allen Philippiniſchen Inſeln leben ungefehr 250000 Seelen, die der Crone Spanien unterworfen ſeyn; und doch ſollen dieſe nicht den zwölften Theil von den Einwohnern der Philippiniſchen Inſeln ausmachen. Die Spanier fodern jährlich eine Schatzung von zehen Realen von einem jeden Haus-Vater, der unter ihrem Schutz wohnet, und von einem Kerl, der über 18 und unter 60 Jahr iſt, fünf Realen, und von jeder Frauens-Perſon, die über 24 und unter 50 Jahr iſt, eben ſo viel. Die Spanier haben auch das Land in viel kleine Diſtricte eingetheilet, welche den groſſen Herren in der Inſel unterworfen ſind. Dieſe aber fodern ihren Unterthanen ſo viel Schatzungen ab, daß ſie Urſache genug haben, unter dem ſchweren Joch zu ſeufftzen.

Weil ſie in dieſem Lande vormals von der Schreib-Kunſt nichts gewuſt, ſo mangelt es ihnen auch an Büchern und Urkunden, aus welchen wir eine Nachricht von der alten Regierung der erſten Bewohner dieſer Inſeln geben könten. Die Spanier erzehlen dennoch, daß die alten Einwohner unter Anführung unterſchiedlicher Capitaine, oder Führer hieher gekommen, deren jeder die Herrſchaft über ſein eigen Volck behalten, niemals aber einem einigen Ober-Haupt unterworfen geweſen. Dieſes iſt bey nahe wahrſcheinlich. Denn faſt auf einem jeden Gebirge wohnet ein beſonderer Stamm oder Heerde, welche ein Oberhaupt aus ihrem Mittel hat, das nicht von andern abhänget. Dieſe kleine Potentaten pflegen noch wohl bis dieſe Stunde einander unterweilen mit Krieg zu überziehen.

Ob gleich die Spaniſche *Miſſionarii* dieſe Schwartzen als ſehr wilde Leute beſchreiben, ſo geſtehen dieſelben doch auch, daß ſie einige Geſetze und Gewohnheiten

ten unter ſich haben, welche verdienen, daß andere Nationen ihnen darin folgen ſol- ten. Sie erfodern, daß man ſeinen Eltern und Ober-Herren alle Ehrerbietung be- zeugen ſoll: und mit Lebens-Strafen gehen ſie ſo behutſam um, daß ſie die Dieberey nur mit Gefängniß ahnden. Der älteſte Sohn folgt dem Vater in ſeinen Ehren- Aemtern und Gütern nach: wenn aber keine Söhne vorhanden ſeyn, ſo wird der Nachlaß unter die Töchter getheilet. Wenn ſie einen Eid ſchweren, treten ſie vor ein wildes Thier oder eine brennende Fackel hin, und wünſchen, daß ſo ein Thier ſie verſchlingen, oder eine ſolche Fackel ſie verzehren möge, wo ſie dasjenige nicht hal- ten, was ſie zugeſagt haben. Man findet viele Sclaven unter ihnen, die aus Ar- muth in den Stand gerathen. Denn wenn jemand ſeine Schulden nicht bezahlen kan, muß er des Gläubigers Sclave bleiben, bis die Schuld abverdienet iſt. Es iſt auch unter ihnen nichts neues, daß ſie wegen Geld-Bedruck ihre Kinder verkau- ſen. Sie machen ebenfals alle Kriegs-Gefangene zu Sclaven. Die Groſſen haben auch ihre Unterthanen, welchen ſie ein Stück Landes geben, davon zu leben. Die Unterthanen haben Erlaubniß mit ihren Familien in ihren eignen Häuſern zu wohnen, ſie müſſen aber ihrer Herren Land bebauen, und zu gewiſſen Zeiten andre Dienſte in der Haushaltung für ſie verrichten. Welches alles mit dem alten Lehn- Recht in unſerm Theil der Welt einiger maſſen übereinkömmt. Die Waffen der Einheimiſchen beſtehen in Bogen und Lantzen, die mit Eiſen beſchlagen, oder von Holtz verfertiget ſeyn, das im Feuer gehärtet iſt. Sie haben auch breite zweyſchnei- dige Dolche, und Blaß-Röhre, mit welchen ſie kleine vergiftete Pfeile abſchieſſen, von welchen auch die allergeringſte Wunde tödtlich iſt, wenn man nicht dem Ubel gleich zur Stunde zuvorkommt. Sie führen auch einen kleinen Schild und Helm, ſich gegen die Pfeile zu bedecken. Einige ſagen, daß ſie auch die Bruſt und den Rü- cken mit einem Pantzer verwahren, welcher aber nur von Rotting gemacht, und mit einer Büffels-Haut überzogen iſt.

Dieſe **Schwartzen** wollen ſich niemals der Spaniſchen Regierung un- terwerfen, ſo, wie die *Miſſionarii* erzehlen. Ja ſie wollen kaum den allergeringſten Umgang oder Handel mit ihnen pflegen. Denn nach dem Urtheil der *Miſſionarien*, ſo wollen ſie aus einer thörichten Liebe zur Freyheit durchaus bey ihren alten Gewohn- heiten bleiben, und ſind ſo groſſe Feinde der **Spanier**, daß ſie, wenn ſie das Glück haben, einen von ihnen ums Leben zu bringen, ihre gantze Familie zuſamen laden, und ein dreytägiges Freuden-Feſt unter einander begehen. Dieſes gantze Feſt über trincken ſie aus des erſchlagenen **Spaniers** Hirn-Schale. Die **Spanier** aber haben keine ſonderliche Urſache ſich über dieſe Feindſeligkeit der **Schwartzen** ſo ſehr zu beklagen, wenn ſie ſich nur erinnern, daß ſie alle **Schwartzen**, die in ihre Hände verfallen, zu Sclaven machen. Ob gleich aber die **Spanier** mit den Berg-Leuten keine

keine unmittelbare Gemeinſchaft haben: ſo ſcheinet es doch, daß ſie durch Vermittelung der Indianer, die auf dem platten Lande wohnen, Handlung mit ihnen treiben. Denn die Spanier verkaufen ihnen Toback und etliche andere Dinge, wofür die Schwartzen Gold, Wachs und andere Waaren mehr geben.

Das eilfte Capitel

Von dem Gottes-Dienſt, Hochzeiten und Leichen-Beſtätigungen, welche bey den Einwohnern der Philippiniſchen Inſeln gebräuchlich ſind.

MAn findet von dem Gottes-Dienſt der erſten Einwohner dieſer Inſeln eben ſo wenig ſchriftlich aufgezeichnet, als von ihrer Regierungs-Form. In ihren Liedern aber haben ſie noch eine Art von Tradition, als welche von dem Geſchlecht-Regiſter und den Helden-Thaten ihrer Götter und Helden handeln. Aus dieſen erhellet auch, daß ſie ein oberſtes Weſen erkennen, welches der Schöpfer und Vater aller ihrer übrigen kleinen Götter ſeyn ſoll. Sie beten auch Vögel und Thiere an, gleichwie die Egyptier vormals thaten, und mit den Aſſyriern auch die Sonne. Ja es iſt kein Felſen, Klippe, Vorgebürge, Strom im Lande, dem ſie nicht opfern ſolten; und kein alter Baum, dem ſie nicht göttliche Ehre erzeigen, ſo gar, daß ſie es vor eine Schändung der Religion halten, ſolche Bäume umzuhauen, es geſchehe auch aus welchen Urſachen es immer wolle. Dieſer Aberglaube behält immer unter den allercivilisirteſten Leuten bey ihnen die Oberhand, ſo, daß man ſie mit keinen Gründen dahin bringen kan, einen groſſen Baum *Balette* genant, (deſſen Blätter den Blättern der welſchen Nüſſe gleichen, die Rinde aber für Wunden gut iſt) oder einen alten hohen Notting umzuhauen. Denn ſie haben den Aberglauben, daß die Seelen ihrer Vor-Eltern darin wohnen, und daß die Umhauung ſolcher Bäume ſie in Ungelegenheit bringen werde. Dieſer Punct von ihrem Aberglauben, ſowohl als etliche andere, kömmt mit den Meinungen ihrer Nachbaren auf dem feſten Lande ungemein wohl überein, und zeuget gnugſam, aus welchem Lande ſie entſproſſen ſeyn. Sie verehren auch ihre Väter, Groß- und Aelter-Väter, gleichwie die Chineſer thun. Darüber aber darf man ſich nicht verwundern, weil dieſe Nation in langen Zeiten ein groß Stück der Inſel beherrſchet hat. In alten Zeiten hatten ſie keine Tempel, aber an deren ſtatt gewiſſe Höhlen, in welchen ſie die Götzen, die ſie anbeteten, aufſtelleten. Zum Opfer brauchten ſie Prieſter. Einige junge Mägdgens aber muſten dem Opfer-Vieh den erſten Stoß mit einem

Speer geben. Hernach ward es zu Boden geſchlagen, und in Stücke zerlegt, welche ſie mit groſſer Ehrerbietigkeit verzehrten. Sie waren ſo abergläubiſch, wie die *Miſſionarii* erzehlen, daß ſie ihre Kleider niemals wieder an den Leib legten, wenn eine Schlange darin war gefunden worden. Kroch etwa eine Schlange quer über den Weg, den ſie gehen muſten, ſo kehrten ſie gleich wiederum nach Hauſe, ſie mochten auch auſſer dem Hauſe zu thun haben, was ſie immer wolten. Man ſagt auch, daß ſie alle wichtige Sachen durchs Loß ausmachen.

Die Braut bringt dem Manne kein Geld oder Heyraths-Gut mit: ſondern der Mann muß ſeine Braut ihrem Vater, oder den nächſten Anverwandten mit einer Summa Geldes abkaufen. Die Ehe-Verbindung wird durch die Prieſter vollzogen. Die beyde Verlobten eſſen aus einer Schüſſel mit einander, und geben dadurch zu erkennen, daß ſie künftighin Glück und Unglück gemein haben, und an Freude und Leid gleichen Antheil nehmen wollen. Hernach opfern ſie etliche Thiere, und ſtellen gleichwie in andern Ländern ein Feſtin an. Sie heyrathen immer aus ihrem eigenen Stamm oder Kaſte, und die nächſte von ihren Bluts-Verwandtinnen, das erſte Glied allein ausgenommen. Die Eheſcheidung iſt beyden Theilen erlaubt. Die Vielweiberey iſt bey einigen unter ihnen nicht erlaubt, es ſey dann, daß ſie ohne Kinder ſeyn. Einige von den **Indianiſchen** Nationen aber erlauben zwey, und noch wohl mehr Weiber zu nehmen. Die Kinder aber von der erſten Frauen ziehen im Erbtheil eine doppelte Portion. Die **Indianer** in dieſen Inſeln brauchen weiter keine Hochzeit-Ceremonien, als daß Braut und Bräutigam einander in Gegenwart von ihren Eltern und Freunden die Hand geben. In den Gegenden aber, wo die **Mahometaner** wohnen, iſt die Vielweiberey gantz erlaubt, gleichwie an andern Orten, da der **Mahometaniſche** Irrthum herrſchet.

Die Mütter geben ihren Kindern Nahmen, welche gemeiniglich von einigen Umſtänden ihrer Geburth hergenommen ſeyn. Zum Exempel, ſie nennen ein Kind *Malivag*, das iſt **Beſchwert**, weil es mit vieler Arbeit zur Welt gebracht worden. Ein anders *Malaccas*, das iſt **Starck**, weil es ihnen alſo bey der Geburth vorgekommen. Sonſt geben ſie ihnen auch Nahmen von dem erſten Dinge, das ihnen in die Augen fällt, als z. E. *Dama*, welches der Nahme eines gewiſſen Krauts iſt. Bey dieſen Nahmen werden ſie allein genant, bis ſie verehlichet werden. Alsdenn giebet das erſte Kind, es ſey Sohn oder Tochter, ſeinen Eltern einen neuen Nahmen, als *Amani Malivag*, *Immani Malaccas*, das iſt *Malivags* **Vater**, *Malaccas* **Mutter**. Der Unterſcheid zwiſchen den Nahmen der Weiber und der Männer beſtehet in der Hinzufügung dieſer Sylbe *In*. *Hoge* iſt zum Exempel ein Manns-Nahme und *Hogin* ein Frauen-Nahme.

Wenn ein Mann von Anſehen ſtirbt, ſtellen ſich nicht allein ſeine Verwandten ein, ſondern es werden auch Fremde um Geld gedungen, eine Klage zu halten, und den Tod des Verſtorbenen mit Geſängen nach ihrer Landes-Manier zu bejammern und zu beweinen. Der Leichnam wird hernach gewaſchen, mit *Benzoe* und andern wohlriechenden Gummi-Säften beräuchert, und nach eines jeden Stand in Seide eingewickelt. Darauf legen ſie den Entſeelten in eine Kiſte von köſtlichem Holtz, die ſo dicht gemacht iſt, daß keine Luft hinein dringen kan. Ferner wird die Kiſte auf einen Tiſch im Hauſe, der mit einem höltzernen Gitterwerck umgeben, geſetzt, und die Kleider und Waffen des Verſtorbenen in einem Kuffer bey dem Sarg hingeſtellt. Iſt es ein Frauen-Zimmer, ſo wird der Hausrath, den ſie gebraucht hat, nebſt allerhand Arten von Speiſen vor der Leiche hingeſtellt. Einige Zeit hernach wird die Leiche in das Begräbniß der Familie gebracht, und das Volck ſo zum Leichen-Begängniß gebeten, wird tractirt. Die Witwer aber und Kinder des Verſtorbenen faſten, und eſſen eine Zeit lang kein Fleiſch noch Fiſch, ſondern leben von Reis und Kräutern. Einige von dieſen Völckern trauren mit ſchwartz, andre mit weiß: und alle beſchehren ſich bey ſolchen Zufällen die Häupter und Augenbraunen. Vormals waren die Bauren verpflichtet etliche Tage lang nicht zu reden, wenn ein Mann von Anſehen ſtarb. Denen, welche in einem Treffen vors Vaterland ihr Leben einbüſſen, wird auch geopfert.

Das zwölfte Capitel

Handelt von den übrigen Philippiniſchen Inſeln, welche am meiſten beſucht werden.

Ich werde nur die Lage der übrigen Philippiniſchen Inſeln beſchreiben, welche am meiſten befahren werden. Ihre Sitten und Gewohnheiten haben wir ſchon beſchrieben, als wir von *Luconia* handelten. Es wird alſo nicht nöthig ſeyn ſolche zu wiederholen.

Die Inſel *Tandaya* oder *Philippina*, welche unlängſt den Nahmen *Samar* bekommen, liegt Süd-Oſtwerts von der Inſel *Luconia*, und wird durch eine kleine Meer-Enge das *Fretum* von *Manila* genant von derſelben abgeſchieden. Dieſe Inſel hat ungefehr 130 Frantzöſiſche Meilen im Umkreiß; die vornehmſte Stadt iſt *Catbalagan*, welche durch einen *Alcaide* regieret wird. Die Nord-Oſtliche Spitze von dieſer Inſel wird *Cabo di Spirito Santo* genant.

Masbate liegt gegen Weſten von *Philippina* oder *Samar*, und Südwerts von *Luconia* auf dem 12. Grad der Breite, und hat ungefehr 30 Frantzöſiſche Meilen im Umkreis.

Mindoro liegt Weſtwerts von *Masbate* auf dem 13. Grad der Breite, und hat 70 Meilen im Umkreis.

Luban iſt eine kleine Inſel von 4 Meilen im Bezirck Nordwerts von *Mindoro* gelegen, und allein wegen eines Vulcans oder Feuer-ſpeyenden Berges berühmt.

Die Inſel *Paragoya* iſt auch eine von den Philippiniſchen Inſeln, und der Gröſſe nach die dritte, nach ihrer Lage aber die weſtlichſte unter allen. Sie iſt ungefehr 100 Frantzöſiſche Meilen lang und von 10 bis 25 breit. Die Seite, welche gegen *Borneo* hin lieget, ſtehet unter der Herrſchaft des Königes ſelbiger Inſel, und die Einwohner ſind *Mahometaner*, ſo, wie die von *Borneo*. Die Nord-Oſtliche Gegend aber ſtehet unter der Botmäßigkeit des Königs von Spanien. Mitten im Lande wohnen Indianer, die niemanden unterthan seyn. Die Inſel liegt auf dem 9. Grad der Breite.

Gegen Norden von der Inſel *Paragoya* findet man drey kleine Inſeln, die Calaminiſche Inſeln genant, welche wegen der eßbaren Vogel-Neſter berühmt ſeyn.

Panay liegt 30 Meilen Oſtwerts von *Mindoro*, recht mitten auf dem 10. Grad Latit: und hat 100 Meilen im Umkreis.

Leyte liegt 20 Meilen Nordwerts von *Mindanao*, und hat ungefehr 100 Meilen im Bezirck, und wird von *Samar* durch die Meer-Enge von *Inanilo* abgeſondert. Mitten durch die Inſel geht ein Gebirge, welches eine groſſe Veränderung in der Luft verurſachen ſoll: ſintemalen oft an der einen Seite eine groſſe Kälte iſt, wenn man an der andern Seite die gröſte Hitze hat.

Bohol liegt Süd-Weſtwerts von *Leyte* auf dem 10. Grad Latit: und hat 40 Meilen im Umkreis.

Sebu oder *Sibu* liegt Weſtwerts von *Leyte*. Die Haupt-Stadt *Nombre de Dios* liegt auf dem 10. Grad. Dieſe Inſel iſt ungefehr 20 Meilen lang und 8 Meilen breit. Hier ſteckte *Magellanes* zum erſtenmal die Fahne des Königs von Spanien aus, und von hieraus haben die Spanier nach der Hand ihre ſiegende Waffen auch über die andre Inſeln ausgebreitet. *Nombre di Dios* iſt die erſte Stadt, welche die Spanier auf den Philippiniſchen Inſeln gebauet haben. Nach der Zeit iſt ſie zu einem Biſchöflichen Sitz erwachſen. Sie iſt mit einer Dom-Kirche und verſchiedenen Klöſtern gezieret. Dieſe Stadt hatte vormals auch das Recht Schiffe nach Neu-Spanien zu ſenden, und war eine groſſe Handel-Stadt. Anietzo aber hat ſich die Handlung nach *Manila* gezogen.

Die

Die Inſel *Negroes* liegt zwiſchen *Panay* und *Sebu*, auf dem 9. Grad Latit: und hat ungefehr 100 Meilen im Umkreis. Dies Land ſoll von ſchwartzen Leuten, welche den **Africaniſchen** ähnlich ſeyn, und die vornehmſten Einwohner dieſer Inſel ſind, den Nahmen empfangen haben. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß ſie den **Schwartzen** aus der Halb-Inſel dieſſeits des *Ganges* ihre Abkunft zu dancken haben.

Dreyßig Meilen Süd-Weſtwerts von *Mindanao* liegt die Inſel *Xolo*, welche von ihrem eigenen Fürſten regiert wird. Alle Schiffe von *Borneo* legen hier an, und man kan die Inſel gar füglich den Marckt-Platz von allen Mohriſchen Königreichen nennen. Die Inſel trägt den Reis in gröſtem Uberfluß. Dieſe iſt auch die eintzige unter allen **Philippiniſchen** Inſeln, auf welcher Elephanten leben, welche ſich daſelbſt ungemein vermehren ſollen, weil die Einwohner ſie nicht fangen. Die See ſoll hier ſehr viel Birn-Stein an dem Strande auswerfen. Es giebt noch viele mehrere kleine Inſeln, welche unter dem Nahmen der **Philippiniſchen** mit laufen: oberzählte aber ſind die vornehmſten.

„Am Norder-Ende der Inſel *Luconia* liegen noch fünf andere kleine Inſel-„gen, deren drey bevölckert ſeyn. Die beſondere Curioſitäten aber dieſer Länder „verbieten uns ſelbige mit Stillſchweigen zu übergehen, ob gleich der Herr *Salmon* „von denſelben keine Erwehnung gethan hat. Eine derſelben, welche *Dampier* die „*Grafton*-**Inſel** nennet, iſt nur 4 teutſche Meilen lang, und 2 breit. Die andere, „welche eine Meile weiter hin gegen Süden lieget, und die von ihm *Mommouths*-In-„ſel genant wird, iſt nur drey Meilen lang, und eine Meile breit. Die dritte, wel-„che nicht weit Weſtwerts von der vorigen lieget, haben ſie die *Baſshe*-Inſel genant. „Bey den übrigen iſt nichts zu mercken, als daß das Land ſehr flach, und voller Zie-„gen iſt: daher wir auch nicht weitläuftig von derſelbigen reden wollen.

„Die zwey erſtere ſind voll von Klippen und Bergen, an welchen viele ſteile „Spitzen hervorragen. In der letzten Inſel aber iſt nur ein Berg. Das Erdreich „iſt dabey in etlichen Thälern ſchwartz, in den meiſten aber roth, mit Graß und Blu-„men allenthalben bewachſen, und mit Seen und Bächen von friſchem Waſſer be-„feuchtet.

„Weil die Inſeln *Grafton* und *Mommouth* beyde mit vielen Bergen beſetzt „ſeyn, ſind ſie auch wohl bewohnt, und beyde voller Flecken oder Heinen; da die „Inſel *Baſshe* hingegen, gleichwie ſie nur einen Berg oder Felſen hat, alſo auch nur „aus einem Flecken beſtehet. Dieſe Flecken ſeynd alſo an die felſigte Berge ange-„bauet, daß man nicht anders, als auf einer Leiter, welche des Abends aufgezogen „wird, aus einer Straſſe in die andere kommen kan. Denn die Häuſer, die in ei-„ner Straſſen liegen, ſind auch auf einem Abſatz der Felſen alſo über einander ge-„bauet,

„bauet, daß die Dächer der unterſten Häuſer die Straſſe oben berühren, in welcher „die folgende ſtehen. Das Hintertheil dieſer Felſen oder Berge ſtöſſet entweder „an die offenbahre See, oder iſt auch wegen der abhängenden Gähe unerſteiglich: „ſo, daß die Kunſt der Menſchen allhier die Bequemlichkeit der Natur klüglich ge„braucht hat, um ſich gegen einander, und gegen fremde Gewalt in Sicherheit zu „ſtellen.

„Wer ſich der Ober-Herrſchaft über dieſe Inſeln anmaſſet, iſt mir unbe„kant. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß der Mangel an Koſtbarkeiten, und ihre „unbequeme Situation ſie beſſer gegen alle Gewalt von fremden Potentaten beſchü„tzet, als alle Kriegs-Zurüſtungen. Indeſſen ſcheinet es, daß ſie unter ſich kein „Ober-Haupt erkennen, ſondern einer dem andern an Macht und Gewalt gantz „gleich ſeyn. Ein jeder Haus-Vater regieret ſeine Familie, und die Kinder erzei„gen den Eltern alle Ehrerbietigkeit. Die Gewohnheiten, deren Ubertretung ſchon „für ſtrafbar angeſehen wird, dienen ihnen dem Anſehen nach an ſtatt der geſchrie„benen Geſetze. Denn *Dampier* hat geſehen, daß ein Jüngling, nach genomme„nen Abſchied mit einer heulenden Frauen, welche ſeinem Vermuthen nach, des „jungen Menſchen Mutter geweſen, ſich gantz willig unter die Erde vergraben ließ, „welcher Strafe er ſich nach *Dampiers* Meinung wegen begangenen Diebſtahls „unterwerfen muſte.

„Man hat nicht bemercket, daß ſie einigen Gottesdienſt oder Abgötter ha„ben. Wenigſtens feyren ſie den einen Tag nicht mit mehrern Ceremonien als den „andern.

„Die Leute auf dieſen Inſeln ſind kurtz und unterſetzig. Ihr Angeſicht iſt „rund, die Stirne niedrig, die Augenbraunen dick, die Augen klein und danckelgrau, „doch etwas gröſſer als die Augen der Chineſer, die Naſe kurtz und breit, die Leftzen „und der Mund mittelmäßig, die Zähne weiß, die Haare ſchwartz, dick und lang, „unterweilen aber ſchneiden ſie ſelbige rund herum ab, und tragen ſie nicht länger, „als daß ſie die Ohren eben bedecken können, von Farbe ſind ſie recht braun-gelb.

„Einige von den Qualitäten dieſer Völcker ſind um deswillen eben deſto „mercklicher, weil man ſie ſo ſehr ſelten bey ihren Nachbaren antrifft. Denn man „rühmet ihnen nach, daß ſie friedfertig, höflich, dienſtfertig und aufrichtig ſeyn, und „nicht leicht ſich erzürnen, oder etwas übel aufnehmen ſollen: ja ſo gar, wenn ſie ſich „auch mit ihrem *Baſhe* einem berauſchenden Tranck luſtig gemacht haben, andere „Völcker an Langmüthigkeit übertreffen ſollen. Die Weiber ſind zwar nach der „Weiſe der Orientaliſchen Völcker zur Betteley etwas geneigt, doch weit beſchei„dener, als an andern Orten. Die Männer aber pflegen ſolches niemals zu thun; „beyderſeits aber ſind ſie gar nicht diebiſch, und ſehr propre in ihren Sachen.

„Die Männer gehen mit bloſſem Haupt, und tragen nur ein Stück Tuch „um den Leib ihre Scham zu bedecken. Einige tragen noch einen Rock von den „Blättern des Saggen-Baums, welcher ſo rauch als eine Bären-Haut ausſiehet. „Die Weiber tragen einen groben, kurtzen und ſteifen Cattunen Rock von ihrem ei- „genen Gewebe, welcher ihnen nur ein wenig unterm Knie herunter hänget. Bey „dem allen ſind ſie dennoch nicht frey von der Hoffart. Denn Männer und Wei- „ber putzen ſich mit groſſen Ohr-Ringen von einem gelben Metall, das dem Golde „ähnlich ſiehet. Ihre Waffen ſind höltzerne Lantzen, davon etliche wenige mit Ei- „ſen beſchlagen ſeyn. An ſtatt eines Harniſches brauchen ſie einen ledernen Koller „von Büffels-Haut ſonder Aermeln.

„Ihre Wohnungen ſind klein und niedrig, und können viel eher Hütten als „Häuſer genant werden. Denn das Dach ruhet auf etlichen Stützen, die nicht „über einen Fuß hoch mit geflochtenen Hürden geſchloſſen ſeyn, und mit all kaum 8 „Fuß in die Höhe reichen können. An dem einen Ende der Hütte ſtehet der Feuer- „Heerd, und dabey liegen etliche Bretter, auf welchen ſie ſchlafen.

„Ein jeder Mann hat nur eine Frau, mit welcher ſie ſehr friedſam leben. „Die Kinder ſind ihren Eltern auch ſehr gehorſam. Die Väter nehmen ihre Söh- „ne, ſo bald ſie nur dazu geſchickt ſind, in ihren Schiffgen mit auf die Fiſcherey: un- „terdeſſen daß die Mütter mit ihren Töchtern, ſo bald ſie ſtarck genug dazu ſind, den „Acker bauen, und die Wurtzeln, Erd-Aepfel und andere Früchte auf ihren Häup- „tern nach Hauſe tragen. Ein jeder hat ſeinen eigenen Acker, und bauet ihn ſo, daß „er der Hülfe ſeiner Nachbarn nicht bedarf.

„Korn und Reis, welches letztere das ordinaire Brod der Orientaliſchen „Völcker iſt, gebricht ihnen gäntzlich. Sie leben aber auſſer den benanten Feld- „Früchten von *Bonanos*, Fichten-Aepfel, Pomponen und andern Baum-Früchten. „Schweine und Ziegen haben ſie in groſſem Uberfluß, ob ſie aber ſelbige zu ihrem „eigenen Gebrauch tödten, davon finde ich nichts aufgezeichnet: wohl aber, daß ſie, „wenn die Thiere von Fremden erſt geſchlachtet worden, die Haut, den Magen, und „die Gedärme, nebſt allem was darin gefunden wird, mit ungekochten Fiſchen und „Saltz zu einer Potage machen, wie auch daß ſie das Fell als einen Braten verzeh- „ren, von welchem ſie erſt die Haare abtrennen, und das Leder hernach auf Kohlen „röſten. Sie machen auch ein Gericht von Heuſchrecken, welche ſo groß als ein „kleiner Finger ſeyn.

„Auſſer dem Waſſer, als dem allgemeinen Geträncke der Orientaliſchen „Völcker, haben ſie noch einen hübſchen ſchmackhafften Tranck, der von Zucker- „Rohr und einer Art kleiner Beere gekocht wird. Dieſen Tranck laſſen ſie einen „Tag oder drey in einem groſſen Topf gähren, und ſich hernacher ſetzen, damit er klä-

„rer

„rer werde. Der Farbe und Geſchmack nach kömmt er dem Engliſchen Bier ſehr „nahe: wird aber bey ihnen *Baſshe* genant. Das Geträncke iſt ſehr ſtarck, aber „doch nicht ungeſund.

„Ihre Sprache iſt weder der Chineſiſchen, noch der Malayſchen ähnlich, „und kömmt vermuthlich mit der Landes-Sprache von *Mindanao* überein. Sie „nennen noch ietzo das Metall zu ihren Ohr-Ringen *Bullawan*, mit welchem Nah- „men die von *Mindanao* das Gold belegen.

„Ihre Fahr-Zeuge, oder Schiffe bauen ſie von ſchmalen Brettern mit höl- „tzernen Pflöckern, und wenig Nägeln. Einige derſelben können wohl 40 oder 50 „Mann laden, und ſind mit 12 bis 14 paar Ruder verſehen: bey deren jedem zwey „Mann auf einer Ruder-Banck ſitzen müſſen. Das Eiſen, welches bey ihnen ſehr „eſtimiret wird, tractiren ſie, wie die von *Mindanao*. Ubrigens ſcheinen ſie ſich in „keinen Künſten zu üben, ohne daß ſie ihre Cattun-Pflantzen zu allerhand Stoffen „zu ihrem eigenen Gebrauch zuzubereiten wiſſen. Es ſcheinet nicht, daß ſie alle „gantz und gar von aller Handlung mit ihren Nachbaren ausgeſchloſſen ſeyn. Denn „man kan aus dem wenigen Eiſen, und den Büffels-Häuten, die ſie haben, ſehen, „daß ſie mit denen von *Luconia* entweder mit ihrem eigenen Fahr-Zeuge, oder ſonſt „auf andre Art einigen Handel pflegen„. Allhier aber muß ich die Nachricht von den **Philippiniſchen Inſeln** ſchlieſſen: und mich zu den Inſeln wenden, welche neulich Oſtwerts von denſelben ſind entdecket worden, und die **neue Philippini-ſche Inſeln** genennet werden.

Das dreyzehente Capitel

Enthält eine Nachricht von den neulich entdeckten Inſeln, welche die Neue Philippiniſche Inſeln genennet werden.

Man hat neulicher Zeit noch etl. andere Inſeln Oſtwerts von den **Philippini-ſchen** entdecket, und ſelbigen den Nahmen der **neuen Philippiniſchen** beygeleget, weil ſie in der Nachbarſchaft der alten und bereits beſchriebenen liegen. Der *Pater Clan* giebet in einem Briefe aus *Manila*, welcher den *Philoſophical Transactions* iſt einverleibet worden, folgenden Bericht von denſelben.

Es trug ſich zu, als er in der Stadt *Guivam* auf der Inſel *Samar* war, daß er daſelbſt 29 *Palaos* oder Einwohner von gewiſſen erſt neulich entdeckten Inſeln antraff, welche von den Oſtlichen Winden, welche hier vom December bis an den Majum wehen, dahin waren verſchlagen worden. Sie hatten 70 Tage lang nach ihrem

rem Bericht vor dem Winde geſeegelt, ohne einiges Land ins Geſicht zu bekommen, bis ſie vor *Guivam* angeländet waren. Als ſie aus ihrem Vater-Lande geſeegelt, waren ihrer zwey Böte geſtopft voll, und mit ihren Weibern und Kindern in allen 35 Seelen geweſen: unterſchiedliche aber waren von dem unter Weges erlittenen Ungemach crepiret. Als einer von *Guivam* zu ihnen am Bord kommen wolte, wurden ſie in eine ſolche Angſt geſetzet, daß alle Kerls, die in dem einen Fahrzeug waren, mit ihren Weibern und Kindern über Bord ſprungen. Wiewohl ſie doch zuletzt am beſten zu ſeyn befunden in den Haven einzulaufen: ſo, daß ſie den 28. Decembris 1696 ans Land kamen. Sie aſſen Cocus-Nüſſe und Wurtzeln, welche ihnen mildiglich zugetragen und geſchenckt wurden: aber den gekochten Reis, die allgemeine Speiſe der **Aſiatiſchen** Völcker, wollen ſie gar nicht einmal koſten. Zwo Weiber, welche vormals aus denſelben Inſeln dahin verſchlagen waren, dieneten ihnen zu Dollmetſcherinnen. Ihrer Erzehlung nach ſoll ihr Land aus 32 Inſeln beſtehen: nach der Arbeit aber an ihren Fahr-Zeugen und Seegeln zu urtheilen, ſchiene ihr Land nahe bey den **Ladroniſchen**, oder *Marianas*-Inſeln zu liegen. Sie ſagten ebenfals, daß ihr Land ungemein Volckreich ſey, und daß alle dieſe Inſeln unter der Herrſchaft eines Königes ſtünden, der ſeine Reſidentz auf der Inſel *Lamurek* hätte. Die Leute des Landes gehen halb nacket, und die Männer ſchildern ihre Leiber mit Flecken und machen allerhand Figuren darauf. Die Weiber und Kinder aber werden nicht geſchildert. Ihre Farbe und gantzes Weſen iſt den gelben **Philippinern** oder **Malayern** ſehr ähnlich. Die Männer tragen nur ein Stück Leinwand um die Lenden, welches ihre Scham bedecket, und ein anders ſo etwas mehr als eine Elle oder anderthalb lang, auf den Schultern, welches nach Art einer Kappe forne zugebunden wird, und hinten loß hänget. Zwiſchen dem Habit der Männer und der Weiber iſt nur ein kleiner Unterſcheid, ſintemalen das Kleid den Weibern nur ein wenig niedriger unter dem Knie herunterhänget. Ihre Sprache iſt ſo wohl von der Sprache der Einwohner in den **Philippiniſchen Inſeln**, als auch in den **Ladroniſchen Inſeln** unterſchieden, und kömmt der **Arabiſchen** am nächſten. Die anſehnlichſte Weiber tragen Hals-Ketten, Arm-Bänder und Ringe von Schildpadden, oder Birn-Stein. So lange als ſie auf der See waren, lebten ſie von den Fiſchen, welche ſie in einer gewiſſen Art von Fiſch-Körben fiengen, die einen weiten Mund hatten, unten aber ſpitz zu liefen, und hinter ihren Böten hergeſchleppet wurden. Das Regen-Waſſer, ſo ſie etwan auffingen (oder wie in dem Brief ſelber ſtehet, in den Schalen der Cocus-Nüſſe aufhuben) diente ihnen zum Getranck. In ihren Inſeln haben ſie weder Rind-Vieh noch Hunde, und wenn ſie jene ſehen, dieſe aber bellen hören, laufen ſie gleich davon. Sie haben keine Pferde. Die blancke Farbe der **Europäer** ſetzte ſie eben ſo wohl in Verwunderung, als ihre

Manie-

Manieren und Sitten, weil ſie niemals einige Menſchen von ſolcher Couleur geſehen hatten. Wenn ſie jemand grüſſen wollen, berühren ſie ſeine Hände oder Füſſe, und ſtreichen ihm freundlich über das Angeſicht. Unter ihrem Geräthe, das ſie bey ſich hatten, fand ſich auch eine Säge von einer groſſen Muſchel-Schale verfertiget, welche mit einem Stein ſcharf gemacht war. Denn in ihrem Lande haben ſie vermuthlich weder Eiſen, noch ander Metall; wenn man ihnen aber ein Stück Eiſen verehrete, huben ſie ſolches ſorgfältig auf. Uber alle die vielfältige Inſtrumenten, welche bey dem Schiffs-Bau gebrauchet werden, verwunderten ſie ſich ungemein. Ihre Waffen waren Lantzen und Pfeile, die mit ſcharf gemachten Menſchen-Knochen beſchlagen waren. Sie ſchienen ein Volck voller Feuer und Muth zu ſeyn, dabey aber doch von friedſamen Weſen. Sie ſind auch wohl gebildet, aber nicht groß von Statur.

Als ſie vor den Pater ſolten gebracht werden, welchen ſie wegen der Hochachtung, die man ihm erwieß, für den Gouverneur hielten, färbeten ſie ihren Leib gantz gelb, welches ſie für den gröſten Staat halten, in welchem ſie für anſehnlichen Leuten erſcheinen können. Im Tauchen ſind ſie ſehr erfahren, und finden unterweilen Perln in den Muſcheln, die ſie herauf bringen, welche ſie aber als unnütze Dinge wegwerfen.

Wir finden noch einen andern Brief, der von dieſen Inſeln handelt, in den Philoſophical-Transactions, welchen der *P. Gobien* geſchrieben hat. Er giebt vor, daß ihrer 87 ſeyn ſollen, welche den ſchönſten Archipelagum im Orient formiren, und ſich von dem *Tropico Cancri* bis an die Linie erſtrecken. Die Ladroniſche oder *Marianas*-Inſeln ſollen ihnen gegen Oſten, und die alte Philippiniſche gegen Weſten liegen. Er hat uns auch eine Carte davon geliefert, welche er nach dem Bericht eines von den Einwohnern derſelben verfertiget hat. Er ſagt auch, daß das Volck ein friedſam Naturel habe, und Niemanden etwas zu leide thue. Man ſoll unter ihnen nichts von Mord oder Todſchlag hören, ſo, daß es unter ihnen ein Sprichwort geworden: **Ein Menſch tödtet den andern nicht.** Eine jede Inſel ſoll ihren beſondern Land-Vogt haben, welcher dem Könige über alle dieſe Inſeln, der auf der Inſel *Lamurec* oder *Fallu* reſidiret, unterworfen iſt. Er bemercket auch, daß, ob man gleich niemals, ohne erſt vor kurtzen Jahren, etwas von dieſen Inſeln vernommen, die Einwohner von der Inſel *Samar* dennoch von langen Jahren her bey Sommer-Tagen von ihren Bergen einen dicken Rauch gegen Oſten bemercket haben, welchen man gläubt von dieſen Inſeln entſtanden zu ſeyn. Denn um dieſe Zeit zünden die Einwohner die Höltzungen an, um den Grund zu ſäubern.

Nach der Carte von dieſen Inſeln, welche von dem *P. Gobien* entworfen, und gleichfals in den Philoſophical Transactions zu finden iſt, ſcheinen ſie in der Ge-

ſtalt des zunehmenden Monds in dem Orientaliſchen Ocean zu liegen. Dieſe Carte aber iſt vermuthlich mehr nach der Vorſtellung einer lebhafften *imagination*, als nach gewiſſen darüber gemachten Entdeckungen geſtochen. Denn er geſtehet, daß kein **Europäer** die Lage der Inſel erkundiget, weil noch Niemand dahin geſeegelt iſt: ſondern etliche von den Inſulanern, welche nach den **Philippiniſchen Inſeln** verſchlagen worden, haben etliche kleine Steine auf einer Tafel in derſelben Ordnung hingeleget, in welcher dieſe Inſeln in der Carte præſentiret werden. Wo ſie ſich aber von dem andern Grad Südl. bis auf den 17. Nordlicher Breite erſtrecken, und ſo weit gegen Oſten und Weſten zerſtreuet liegen, als er ſie abgezeichnet hat: ſo kan ich nicht begreifen, wie es möglich iſt, daß ungelehrte Leute, welche in der Geometrie gantz unerfahren ſeyn, und nichts von der Beſchaffenheit der Erd-Kugel verſtehen, capable ſeyn, die Lage derſelben abzuzeichnen? Man kan gegen den Bericht von dieſen Inſeln auch dieſes einwenden, daß er ſich ſelbſt einiger maſſen wiederſpricht. Denn an einem Ort heiſt es, daß die Inſulaner 70 Tage von Wind und Wetter hingetrieben ſeyn, ehe ſie an den **Philippiniſchen Inſeln** landeten. Wenn man nun rechnet, daß ſie in 24 Stunden hundert Engliſche Meilen geſeegelt ſeyn, welches bey einem durchſtehenden Wind nur ein mäßiger Cours iſt, ſo müſſen ſie bis an die alte **Philippiniſche Inſeln** 70 mahl hundert Meilen zurück geleget haben. Dem ungeachtet ſagen ſie auch, daß die Einwohner der alten **Philippiniſchen Inſeln** den Rauch von dem Feuer auf den Küſten dieſer Leute ſehen können. Woraus man ſchlieſſen muß, daß dieſe Inſeln nicht nahe ſo weit von den alten **Philippiniſchen** entfernet ſind, als man vorgiebt; oder auch daß die Menſchen an unſrer Seiten der Erd-Kugel bey weiten nicht ſo ſcharfe Augen haben müſten, als die an der andern Seite. Ich will hieraus gar nicht folgern, daß man dieſer Erzehlung allen Glauben abſprechen ſolle, oder daß gar keine Inſeln noch Länder Oſtwerts von den **Philippiniſchen Inſeln** liegen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ihrer viele daſelbſt liegen, welche noch nicht entdecket ſeyn, auch vielleicht nicht in vielen hundert Jahren werden entdecket werden. Ich glaube aber, daß die **Spanier** ſich mit der Beſchreibung ihrer Lage ein wenig übereilet haben, ehe und bevor jemand dieſe Inſeln befahren hat, der recht geſchickt geweſen, ſelbige zu beſchreiben.

Man hat uns auch geſagt, (folglich ſtehet dieſes weder in den Philoſophical Transactions, noch in den Briefen der *P. P. Clan* und *Gobien*, wie der Hr. *D. van Goch* allhier weitläuftig, und mit Fug erinnert) daß einer von den Leuten, die aus dieſen Oſtlichen Inſeln gekommen, ſoll erzehlet haben, daß eine dieſer Inſeln von lauter Weibern bewohnet werde; welche von den Männern der benachbarten Inſeln zu gewiſſen Zeiten um der Kinder-Zucht willen beſucht würden: da ſie denn die Mägdlein bey ihren ſtreitbaren Müttern bleiben lieſſen, und mit den kleinen Knaben

ben wieder davon zögen. Es ſind aber 3 oder 4 Umſtände, welche mir die Aufrichtigkeit der neuen Entdeckungen gemeiniglich verdächtig machen: wenn die Auctores nehmlich Rieſen, Monſtra, Menſchen-Freſſer und Amazonen gefunden zu haben vorgeben. Ich begehre zwar nicht alle Nachrichten von dieſer Art durch die Banck zu verwerfen, wenn aber unſere fabulirende Scribenten recht juſt in die Fußſtapfen derjenigen treten, welche vor 3 oder 4000 Jahren die Welt mit gleichen Gedichten geäffet haben; ſo iſt ſolches genug einen vorſichtigen Mann zu warnen, daß er auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, weil ſolche Wunder der Natur wieder erzehlet werden, die auf denſelben Schlag heraus kommen. Wenn zum Exempel jemand mit einer Hiſtorie von einem Geſpenſt und einem **Oxfordiſchen** Studenten, einem Buch und einem guten Feuer; oder mit einer Erzehlung von einem Menſchen, der von einem alten Weibe bezaubert worden, dergleichen die Heiligen in Schottland jährlich bis dieſe Stunde aufzuhängen pflegen, herangeſtiegen kömmt: ſo geben ſolche fürchterliche Umſtände natürlicher weiſe einen Grund an die Hand, wenigſtens dieſes Theil der Erzehlung für verdächtig anzuſehen, ob man gleich keine Urſache hat, alle übrige Umſtände zu verwerfen. Diejenigen, welche von den durch *Magellanes* gemachten Entdeckungen Nachricht gaben, erzehleten, ſo viel ich mich entſinne, ſehr viel von Rieſen und Monſtris, von welchen man nach der Zeit weder geſehen, noch gehöret hat. Sie funden indeſſen doch den Weg durch das *Mar del Zud*, und gaben bey ihrer Zurückkunfft eine gute Nachricht von dem Cours, den man nehmen muß, wenn man um die gantze Welt herum zu ſegeln gedencket. Dahero muß man wohl erwegen, wie weit ſich der Verſtand und Begrif eines Reiſenden erſtrecket, wie auch welchen Thorheiten und Vorurtheilen er ergeben iſt, und wenn wir ſchon nicht alles glauben können, was er ſaget, dennoch auch nicht alles verwerfen, ſondern die Vernunft, die GOtt uns gegeben hat, gebrauchen, und die Wahrſcheinlichkeiten einer jeden Erzehlung ſo lange wohl erwegen, bis wir endlich die Wahrheit gewiß finden. Man findet die Unfehlbarkeit nirgends, als zu Rom. So lange wir aber in den Geſchichten unſers eigenen Landes ſo unerfahren bleiben; ſtehet leichtlich zu ermeſſen, daß wir in den Erzehlungen von den entlegenſten Nationen keine Geometriſche Gewißheit ſuchen müſſen. Wenn ich dieſe, ſo weit als möglich, in ein helleres Licht ſtellen, und einiger maſſen die Arbeit derjenigen verbeſſern werde, die ich zu Vorgängern habe: ſo bin ich verſichert, daß meine Lands-Leute, deren Höflichkeit ſehr berühmt und groß iſt, mein Unternehmen günſtig aufnehmen werden.

Ende des gegenwärtigen Staats von den Philippiniſchen Inſeln.

Gegenwärtiger Staat Der Moluckiſchen Inſeln.

Das erſte Capitel

Von der Lage und Eintheilung der Oſtlichen Land-Vogteyen oder der Moluckiſchen Inſeln, ihrem Erdreich, Luft, Regierung, Gottes-Dienſt, Einwohnern, wie auch derſelben Naturel, Kleidung, Lebens-Art, Häuſern, Sprache und Sitten.

Südwerts von den Philippiniſchen Inſeln, ſo wohl weiter gegen Oſten als gegen Weſten, trifft man eine unendliche Menge von allerhand Inſeln an, welche durch kleine oder groſſe Meer-Engen von einander abgeſchnitten, insgeſammt aber rund herum von dem Oſtlichen Ocean beſpühlet werden. Dieſe Inſeln ſind theils bewohnt, theils unbewohnt, theils fruchtbar, theils unfruchtbar, theils bekant, theils auch unbekant, theils groß, theils klein, und liegen alle wunderlich unter einander herdurch, wie die Nachrichten davon melden. Um aber dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, haben die Reis- und Erd-Beſchreiber aus unterſchiedlichen Urſachen und Abſichten ſie unter vielerley Haupt-Nahmen gebracht, und in verſchiedene Claſſen vertheilet. Wir ſind aber gar nicht geſinnet, wegen der Eintheilung der Orientaliſchen Inſeln, die wir erwählen, jemandes Meinung zu vertheidigen, oder zu wiederſprechen: ſondern halten uns eintzig und alleine darum an dieſelbe, damit wir einer Eintheilung folgen mögen, welche unſerm Erachten nach ſich am beſten zu dem gegenwärtigen Zuſtand dieſer Inſeln ſchicket, und zu Erhaltung unſrer Abſicht am dienlichſten iſt, damit wir in dieſer Abhandlung eine ſolche Ordnung halten mögen, welche uns, ſonder uns alſo hin und her zu ziehen, daß uns niemand mit den Gedancken nachfolgen kan, wieder aus der offenbaren See auf das feſte Land führen kan. Nachdem wir alſo unſern Cours von den Philippiniſchen Inſeln gegen Süden genommen haben, wollen wir erſtlich die Moluckiſche Inſeln beſchreiben, und

dann

dann unſern Zug ferner gegen Weſten fortſetzen, und die Sundaiſche Inſeln durchgehen. Der Leſer aber darf nicht erwarten, daß wir alle Inſeln eine jede ins beſondre gantz genau durchgehen werden. Die meiſten ſind unbewohnt und unbekant, oder haben wenig beſonders auſſer den allgemeinen Sachen, oder den Dingen, welche bey den Inſeln vorkommen, die wir ihrer vielen Merckwürdigkeiten halber genauer zu beſchreiben veranlaſſet werden. Weil die Anzahl der Inſeln, welche Südwerts von den Philippiniſchen Inſeln liegen, faſt unendlich iſt, ſo nennen einige dieſes Meer eben deswegen den *Archipelagum S. Lazari*: welchen Nahmen, wie man ſagt, *Magellanes* dem Theil von dem Ocean, da die Philippiniſche Inſeln liegen, ſoll beygelegt haben. Ob gleich der Nahme von den Moluckiſchen Inſeln den fünf kleinen Inſeln *Ternate*, *Tidor*, *Motyr*, *Makjan* und *Batsjan* ins beſondre gegeben wird, welchen andre noch die Inſeln *Gilolo* und *Dſilolo* beyfügen: ſo haben wir doch kein Bedencken getragen, denſelben Nahmen ſo weit auszudehnen, daß wir unter dieſer Benennung alle Inſeln begreifen, welche zwiſchen *Mindanao* auf dem 9. Grad Süder-Breite und vom 136. bis an den 153. Grad der Länge liegen. Dieſer weite Raum gräntzet Nordwerts an die Philippiniſche Inſeln, Oſtwerts an Neu-*Guinea* und die Küſte der *Papuas*, Weſtwerts an *Borneo*, und gegen Süden an die Inſel *Timor*. Denn es iſt ſchwerlich eine Inſel auf dieſem langen Strich zu finden, über welche nicht einer, oder anderer von den Moluckiſchen *Colanos*, oder Königen entweder allgantz, oder zum Theil herrſchet, oder meiſtens ſich ein Recht und Anſpruch daran zueignet. Der Nahme *Moluckos* ſoll aus der Arabiſchen Sprache entſproſſen ſeyn, in welcher dieſes Wort einen König (oder vielmehr viele Könige) bedeutet: wie dann auch in dieſer Gegend ihrer ſehr viele ſeyn, welche aber gröſtentheils die Könige zu *Ternate*, *Tidor*, oder *Batsjan* für ihre Lehns-Herren erkennen. Wo aber einer von ihnen von dieſer Könige Oberherrſchaft nichts wiſſen will, ſo maſſet doch einer von dieſen dreyen, oder auch mehrere ſich einiges Rechts an ſolche Inſeln an, welches ſie aber in der That nicht beſitzen, oder ausüben. Dieſe dreye aber ſchreiben ſich anietzo gantz alleine Könige der Moluckiſchen Inſeln, und haben die Herrſchaft über die übrige, als ihre Lehns-Leute nach dem Spruch der Waffen unter ſich getheilet.

Die groſſe Menge von Inſeln, über welche dieſe drey Könige den Scepter führen, oder einen Anſpruch daran machen, wird unterſchiedlich eingetheilet, nachdem ſie entweder nahe bey einander liegen, oder weit von einander entfernet ſeyn, oder auch nach den Früchten, die in einigen Inſeln überflüßig wachſen. Hierum aber wollen wir uns anietzo nicht bekümmern, weil wir gewiß wiſſen, daß man entweder bey den Geographis, oder auch auf den Land-Carten von dieſen Nahmen genugſame Nachricht finden kan. Wir wollen an dieſem Ort nur dieſes erinnern,

 daß

daß unſre (die Holländiſche) Oſt-Indiſche Compagnie in dieſer Gegend vier Land-Vogteyen hat, nehmlich die von *Ternate*, *Amboina*, *Banda* und *Macaſſar*. von welchen die drey erſtere unter dem Nahmen der **drey Oeſtlichen Land-Vogteyen der Oſt-Indiſchen Compagnie** bekant ſeyn. Die Seltenheiten, welche in einer jeden von dieſen Inſeln ins beſondere anzutreffen ſeyn, wollen wir hernachmals beſchreiben, wenn wir erſtlich dasjenige erzählet haben, was ſie alle mit einander gemein haben.

Ob gleich etliche unter dieſen Inſeln ſehr ſtarck, andre aber weniger bewohnt ſeyn, und auch manchmal auf einer Inſel viele Fürſten und Herren zu gebieten haben, ſo trifft man doch keine mit Wall und Mauren umgebene Städte oder Feſtungen, darin an, auſſer denjenigen, welche von den Europäern angelegt, und ietzunder alle in der Holländer Gewalt ſeyn. Denn die Inſulaner ſelber wohnen ſo ſchlechtweg in Negereyen, Plantagen, kleinen Heinen und Dörfern; welche ſie wohl auf Befehl der Holländer an einem Ort haben abbrechen, und an einem andern wieder aufbauen müſſen, damit ſie näher an der Holländer Feſtungen zu ſtehen kämen, und dieſe deſto beſſer ein Auge darauf haben könten. Ob auch gleich unſere Oſt-Indiſche Compagnie alle dieſe Inſeln entweder durch die Waffen, oder auch durch Verträge gnugſam unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat: ſo halten ſie dennoch nicht auf einer jeden Inſel ihre Feſtungen, Comtoiren, und Bediente. Sie haben auch nach Erforderung der Nothdurft dieſe bald vermehrt, oder vermindert; Poſten ausgeſetzt, oder eingezogen; Pack-Häuſer, Redouten und Caſtelle, die ſie vormals in dieſen Ländern gebauet gehabt, wieder abgebrochen, und niedergeleget. Wir wollen aber den Leſer mit Erzehlung aller dieſer Dinge nicht aufhalten. Alle dieſe Inſeln ſind durchgehends voller Klippen und Felſen, und der gantze Unterſcheid beſtehet nur darinnen, daß einige mehr andere minder damit angefüllet ſeyn. Von dieſen Gebirgen flieſſen auch faſt in den meiſten Inſeln, etliche wenige alleine ausgenommen, unterſchiedliche Bäche und Ströhme herab, unter welchen nirgends einige fahrbare gefunden werden, ohne auf *Ceram* und *Macaſſar*. Es liegen auch auf dieſen Inſeln unterſchiedliche Feuerſpeyende Berge, welche zu unterſchiedlichenmalen und plötzlich mit Krachen, Brennen, Blitzen und Donnern loßgebrochen, und zerſprungen ſeyn, und erſtaunliche Wirckungen gezeiget haben: wobey viele Menſchen ums Leben gekommen, viele durch den Schwefel-Dampf verdorben, und ungeſund gemacht worden. Ihre gröſte Gewalt beweiſen ſie im November, December, Januario und Februario. So viel uns bewuſt iſt, hat man bisanhero in wenigen Inſeln, und vielleicht nur in *Timor*, *Solos* und *Celebes* alleine, Metalle und Mineralien gefunden. Doch findet man vielen Schwefel in dieſen Inſeln, und vornehmlich in den Gegenden, da die Feuerſpeyende Berge liegen: dahero es denn

kommt.

kommt, daß das Eiſen und Zinn hieſelbſt unterweilen weit beſſer, als das Gold zu ſeyn befunden wird. Erdbeben, Erſchütterungen und plötzliche Aufſchwellungen der See bis auf eine ungemeine Höhe fallen hier zum öftern vor. Erſtere halten hier oftmals lange an, und zwar mit ſo ſtarcken Stöſſen, daß Felſen davon umgeſtürtzet, Berge zerſpalten, in der Erden groſſe Löcher geriſſen, ſteinerne Gebäude eingeſtürtzet, und die Schiffe ſelbſt wunderlich aufs Trockne geſetzt worden ſeyn.

Daß die meiſten von dieſen Inſeln einen fruchtbaren Grund haben, bezeugen die immergrünende ſo wohl frucht-tragende, als andre Bäume, Pflantzen und Gewächſe, womit die Natur, welche ſich gegen ſie als keine Stief-Mutter erwieſen hat, ſie ſo dicht beſetzet, und beſäet hat, daß die Reiſende uns manchmal eine recht bewunderns-würdige Beſchreibung davon machen. Denn ſie melden vielfältig von ihren Bergen, Klippen, Thälern und Feldern, daß ſelbige mit einem recht ergötzenden Proſpect und angenehmer Abwechſelung von grünen Bäumen und Gewächſen gezieret ſeyn, ſo, daß nach ihrem Bericht an einigen Orten niemand wegen der dicke an einander ſtehenden mit Mooß bedeckten Bäume fortkommen kan, welche dabey ſo ſchatten-reich ſind, daß die Dünſte der Erden, durch das Laub verhindert, nicht können in die Höhe ſteigen, dahero man bey Nacht einer angenehmen kühlen Luft unter den Bäumen genieſſet. Was das Erdreich in dieſen Inſeln, *Macaſſar* alleine ausgenommen, hervor bringet, ſolches haben die Einwohner vielmehr der Güte deſſelben, als ihrem Fleiß und Arbeit zu dancken. Zum Acker-Bau haben ſie gar keine Luſt. Unſre Holländiſche Oſt-Indiſche Compagnie hat vor gut befunden, die Näglein- und Muſcaten-Bäume auf einigen von dieſen Inſeln, als dem eintzigen Ort in der gantzen Welt, da ſie wachſen, gäntzlich auszurotten. Hingegen aber haben die Einwohner auch ihrer und derjenigen, die ſie haben dahin verpflantzen laſſen, guten Vorſorge zu dancken, daß ſie mit groſſen *Sago* und *Klappus*- oder Cocus-Nuß-Bäumen verſehen ſeyn, welche den Indianern ihr Brod, Milch und Oel geben, welches letztere ſie an ſtatt der Butter gebrauchen. Weil es ihnen aber an der Luſt und Fleiß zur Arbeit gebricht, ſo findet man daſelbſt, auſſer auf *Macaſſar*, ſelten Reiß, Korn, oder dergleichen Erd-Früchte; wiewohl es auch einige Inſeln giebet, da der Grund zur Erzeugung des Korns und vornehmlich des Reiſes gäntzlich unbequem iſt. Wo aber das Erdreich gut iſt, zwingen die Holländer die trägen Indianer, daß ſie ſäen und mähen müſſen. Die Specereyen ſelbſt, um welcher willen unſre Nachbarn uns die Beſitzung dieſer Inſeln ſo ſehr misgönnen, werden weiter nicht von ihnen cultiviret, als daß ſie die Früchte von den Bäumen einſamlen.

Der meiſte Vorrath von Proviant muß deswegen von *Batavia* und *Macaſſar* hieher gebracht werden. Denn die Einwohner erndten ſelten mehr von den Früchten des Landes ein, als ſie zu ihrer eignen Nothdurft gebrauchen; ja es ſind

etliche,

etliche, wiewohl wenige von ihren Inſeln ſo unfruchtbar, daß ſie nicht einmal ſo viel, als der Einwohner Nothdurft erfordert, hervor bringen. Es iſt ihr Glück, daß etliche von den Inſeln mit Wild und Fiſchen ſo überflüßig verſehen ſeyn, daß ſie reichlich davon leben können, wenn ſie nur jagen, oder mit ihren *Canoes* und *Prauwen* fleiſſig in die See gehen: welches inſonderheit von den Inſeln zu verſtehen, die nicht ſtarck bewohnet ſeyn.

Ob gleich das Clima ſehr heis iſt, bleibt die Luft doch immer geſund. In einigen Inſeln kan man auf Wetter und Wind keinen feſten Staat noch Rechnung machen. Uberhaupt aber hat man doch allhier die veränderliche Wechſel-Winde; welche aber in dieſer Breite zu einer Zeit nicht aus einem Strich durchgehends, noch gleich lange wehen. Um die *Xœlai*ſche Inſeln herum und anderwerts halten die Süd- und Süd-Oſtliche Winde wohl zwey Drittel vom Jahr beſtändig einen Strich, an andern Orten dauren ſie nicht ſo lange. Der Nordliche Wechſel-Wind hingegen ſtehet meiſt zwiſchen Weſt und Nord-Weſten, an der Oſt-Küſte der Inſeln aber iſt er nach dem Januario meiſtentheils Nord-Oſt. In der *Tomi*niſchen Bucht wehet gemeiniglich gerne der Weſt-Wind 9 Monat lang. In der Bucht von *Kaeuw* aber nahe bey *Dodingo* ſtehet der Wind eben ſo lange im Süd-Weſten, ob gleich die Paſſat-Winde an der Weſt-Seiten der Inſel *Gilolo* aus Süd-Oſt und Nord-Weſt herkommen. Dieſes Clima iſt, vornehmlich während der Zeit der ſchlimmen Mouſons, oder Jahr-Zeiten, erſchrecklichen brauſenden Orcanen und gefährlichen Stürmen ſehr unterworfen.

Dieſe ſehr weit hin und her zerſtreut gelegene Inſeln ſind unter der Herrſchaft ſehr vieler kleiner Fürſten vertheilet, welche man Könige zu nennen pfleget. Etliche von ihnen herrſchen über eine gantze Inſel, andre über ein Stück von einer Inſel. Sie überwerfen ſich auch mannichmal mit einander wegen geringer Urſachen, und ruhen nicht eher mit ihren Waffen, bis entweder einer von beyden überwunden iſt, oder beyde abgemattet und entkräftet ſeyn, in welchem Fall ſie den tödtlichen Haß ihren Nachkommen auszuüben nachlaſſen. Einige von ihnen haben nur eine andre aber mehr **Negereyen**, oder Plantagien unter ſich: ſo, daß man wohl von etlichen unter ihnen mit Wahrheit ſagen kan, daß ſie nicht Könige über tauſend Seelen ſeyn, wiewohl andere das Scepter über eine zahlreichere Menge von Menſchen führen. Ob auch gleich unterſchiedliche von dieſen Königen ihre Lehns-Leute auf denſelben, oder auch auf den benachbarten Inſeln haben: ſo erkennen ſie doch meiſtentheils entweder den König von *Ternate* und *Tidor*, oder den von *Batsjan* für ihren Ober-Lehn-Herrn, unter deſſen Schutz und Schirm ſie ſtehen. Die Prætenſiones aber dieſer dreyer gröſten Könige unter den **Moluckiſchen** Potentaten erſtrecken ſich noch weit weiter, als ſie erkant werden, über die **Moluckiſche** Inſeln,

und

und die Gräntzen ihrer Reiche hinaus. Es giebt daher unterſchiedliche Oerter, an welche dieſe Könige alle drey einen Anſpruch machen, und ſich ſolche, als ein Eigenthum anmaſſen. Dahero ſolte es ihnen wohl eher an Macht, als an Urſachen zum Kriege fehlen; und ſie würden einander mannichmal in den Haaren liegen, wenn nicht unſre Compagnie ſolches durch ihre vorſichtige Aufführung, und durch den Gebrauch ihrer Macht zu verhindern wüſte. Gleichwie ſie auch andern theils alle Heyrathen und Alliantzen zu verhindern ſuchet, dadurch des einen oder andern Macht gröſſern Anwachs bekommen, oder ihre Foderungen, die nur Streit veranlaſſen, vermehret werden können.

Der Nahme, unter welchem die Fürſten von *Ternate*, *Tidor* und *Batsjan* ihre Länder regieren, heiſt *Colano*. Auſſer dieſem Titul legen ſie ſich noch allerhand groſſe Ehren-Nahmen nach Art der Orientaliſchen Völcker bey. Ob auch gleich die Würde eines *Colano* erblich iſt, und bey der Königlichen Familie bleibet, ſo beſteigen ſie doch den Thron nicht, ohne von den Groſſen des Reichs erwählet zu werden, welche auch die Macht haben, ſie wieder herunter zu werfen. Die Söhne folgen nach dem alten Erb-Recht dieſer Länder den Vätern nicht nach in der Regierung, ſondern die Brüder des verſtorbenen Königs, oder auch ſeiner Brüder und Schweſter Söhne. Weil aber die Wahl der Magnaten von unſrer Compagnie muß confirmirt werden, iſt es wohl eher geſchehen, daß mit Hintanſetzung der Geſetze des Reichs, oder bey Ermangelung der Königlichen Brüder, die Wahl auf einen Sohn des Königes gefallen, und auch wohl der jüngere dem älteſten vorgezogen worden. Es fehlet auch nicht an Exempeln, daß der erſte Sohn dem letztern bloß deswegen den Preis abgewonnen hat, weil ſeine Mutter von einem anſehnlichern Geſchlecht geweſen. Denn weil dieſe Herren Mahometaner ſeyn, halten ſie ein *Seraglio*, welches nach ihrem Staat mit Frauen-Zimmer ſtarck beſetzet iſt. Und ob ſie gleich nur eine rechtmäßige Königin haben, ſind die Söhne der Kebs-Weiber doch ſo lange eben ſo nahe zur Crone, als die Kinder der Königinnen, bis die Magnaten einem von ihnen das Reich zuerkant haben. Der Rath beſtehet aus einem *Goegoegoe*, oder Reichs-Adminiſtrator, einem Capitain *Laoet* oder See-Vogt, und den *Hbœkan*, oder oberſten Richter des Reichs, welche drey die Magnaten ausmachen. Dieſen werden noch vier andre Männer zugeſellet, welche die vornehmſten unter den Leuten bürgerliches Standes ſeyn, und den drey erſten, welche unter dem Adel die vornehmſten, die Balance halten können. Erſtere können auch nichts beſchlieſſen, ohne daß die vier letztern mit dabey ſeyn. Aus dieſen Perſonen beſtand vormals der gantze Rath. Weil es ſich aber unterweilen zugetragen hat, daß die heilſamſten Vorſchläge der Magnaten durch dieſer Leute groſſe Macht ſind krebsgängig gemacht worden; ſo haben ſie noch neun *Soa Sivas*, oder Dorfs-

Herren, deren Dörfer nahe bey der Königlichen Reſidentz liegen, dazugenommen, welche als Raths-Herrn vom Staat dem Reichs-Rath mit beywohnen müſſen. Uberdem müſſen auch etliche **Mahometaniſche** Prieſter, aber in ungewiſſer Zahl dieſes Raths-Collegium vermehren. Dieſes wird vornemlich und eigentlich von der Regierung zu *Ternate* berichtet; doch ſcheinet die Regierung über alle **Molu-ckiſche** Reiche auf denſelben Fuß geſetzet zu ſeyn.

Die drey Könige, ſammt ihren Magnaten und Reichs-Räthen regierten alſo über alle **Moluckiſche** Inſeln, bis die **Europäer** dieſelbe mit ihren Schiffen beſuchten. Nach der Zeit aber iſt ihre Macht und Anſehen ſehr vermindert worden, und ſie erkennen anietzo die **Holländiſche Oſt-Indiſche Compagnie** unter der Auctorität der allgemeinen Staaten für ihre Schutz- und Lehns-Herren. Denn dieſe Inſulaner, welche von den **Spaniern** und **Portugieſen** ungemein waren gedruckt worden, und dahero einen tödlichen Haß gegen ſelbige hegten, warfen alle mit einander die Augen auf unſre Compagnie, als ſelbige erſtlich angerichtet wurde, und erwarteten von derſelben eine Hülfe, um dadurch von ihren Drangſalen errettet zu werden. Sie erſuchten ſie, als welche auch allein dazu capable war, durch anſehnliche Geſandſchaften um ihren Beyſtand; erhielten ſolchen auch mit dem Beding, daß ſie die Compagnie vor ihre Beſchützerin, von welcher ſie ihre Reiche zu Lehn hätten, erkennen ſolten. Nächſtdem ſolten ſie in ihrem Rath weder Könige erwehlen, noch abſetzen, oder einen Schluß in Sachen, die das Reich angehen, faſſen, ohne der Compagnie Bewilligung darüber einzuholen: und zugleich wurde ein Bund und Friede zwiſchen beyden Partheyen, und eine Offenſiv- und Defenſiv-Alliance gegen alle ihre gemeinſchaftliche Feinde geſchloſſen. Darauf gaben ſie der Compagnie gleich freye Macht in allen ihren Landen Feſtungen zu bauen, wo ſie es zu ihrer Defenſion und Sicherheit nöthig würde befinden: und machten ſich ferner verbindlich mit keiner Nation, als mit den **Holländern**, den Gewürtz-Handel zu treiben, ſetzten auch einen gewiſſen Preiß, wofür ihr Gewürtz der Compagnie ſolte geliefert werden. Sie haben zwar öftermahlen entweder aus Antrieb ihres veränderlichen Naturels, oder durch anderer Potentaten Verhetzung verleitet, ſich gelüſten laſſen, dieſe Tractaten zu brechen: unſre Compagnie aber hat durch ſolches unvorſichtige Verfahren nur Gelegenheit bekommen, ſich ihrer Treue durch die Gewalt der Waffen mehr zu verſichern, u. zu obigen Conditionen folgende hinzuzuſetzen; daß ſie erſtlich keine Briefe noch Geſandſchaften von ausländiſchen Potentaten annehmen ſollen; und daß vors andre der Compagnie frey ſtehen ſoll, da wo es ihnen gut düncket, alle Gewürtz-tragende Bäume auszurotten: wofür die Könige und ihre Magnaten, oder auch nur erſtere jährlich ein groſſes gewiſſes Geld ziehen.

Folgends dieſer Tractaten haben die Könige der Moluckiſchen Inſeln nebſt ihren Reichs-Räthen die oberſte Gewalt, und Landes-herrliche Hoheit, ſo ſie vormals hatten, an unſre Compagnie abgetreten: ſo, daß die Wahl eines Königes nicht gültig iſt, ſie ſey denn von dem General-Gouverneur zu *Batavia* in dem Rath von Indien confirmiret worden. Der Holländiſche Land-Vogt aber in den Moluckiſchen Inſeln, und zu *Ternate*, welcher zu *Ternate* reſidirt, weiß gar wohl die Sache mit den Reichs-Räthen ins geheim ſo zu karten, daß keine Wahl geſchicht, dagegen die Compagnie etwas einzuwenden findet. Indeſſen haben ſie doch die Macht behalten, ein jeder ſeinen Unterthanen nach ihren Geſetzen und Gewohnheiten Recht zu ſprechen, und ſie zu ſtrafen, in deren Gebrauch die Compagnie ihnen auch vollkommene Freyheit läſſet. Uber die Magnaten aber laſſen ſie ſie ſo frey nicht herrſchen: und ſehen dahin, daß ſie nicht anders, als nach Gutbefinden der Compagnie beſtrafet werden. Dieſe groſſe Menge von Inſeln und Königreichen bequemlich zu regieren, hält die Compagnie drey Land-Vögte mit ihren Räthen daſelbſt, nehmlich zu *Ternate*, *Amboina* und *Banda*, und hat ihnen ſo viele Macht gegeben, als nöthig iſt, die Länder, ſo unter eines jeden Diſtrict gelegen, im Gehorſam und guter Ordnung zu erhalten. Wie es weiter mit dieſen Land-Vogteyen beſchaffen, werden wir vielleicht unten bey anderer Gelegenheit umſtändlicher erzehlen. Zu dem Ende aber werden die äuſerſte Poſten in jeder Land-Vogtey jährlich von dem Gouverneur ſelber, oder von ſeinen Abgeordneten, die er dazu committirt, beſucht: und es fügt ſich auch ab und zu, wiewohl nicht alle Jahr, daß die hohe Regierung von *Batavia* etliche anſehnliche und getreue Leute abſendet, um den Zuſtand der Oſtlichen Land-Vogteyen, und das Verhalten ihrer dortigen Bedienten zu unterſuchen. Die Holländer halten nicht nur Feſtungen und Garniſonen in den Landen der Moluckiſchen Könige; ſondern ſie geben einem jeden derſelben auch eine Leib-Garde von 12 Europäiſchen Soldaten, einen Sergeanten und einen Corporal um ihre Perſonen in Sicherheit zu ſetzen. Dieſe letztere dienen aber auch, ſo wohl auf Sie, als auf alle, die an ihrem Hofe leben, ein wachſames Auge zu haben: denn ſie begleiten die Könige allenthalben, auſſer in der Haupt-Feſtung zu *Ternate*. Die Lehns-Leute dieſer Könige wiſſen alle, was ſie ihrem Lehns-Herrn liefern müſſen, ſo wohl an Volck als auch an *Coracoras*, oder Kriegs-Schiffen, und die Unterthanen eines jeden Fürſten ſind Hof-Dienſte zu thun gehalten, welche ein jeder nach ſeiner Reihe und zu ſeiner Zeit, an dem Ort und in der Arbeit, die ſie verlangen, verrichten muß, es mag dann im Kriege, oder bey Hofe begehret werden. Ihre Macht iſt alſo gröſſer oder kleiner, nachdem ſie viel oder wenige *Datis* haben, mit welchem Nahmen ſie diejenigen, die da Hof-Dienſte thun, benennen. Diejenige, welche mehr als eine Negerey beſitzen, haben etliche *Sengadjis* oder *Orancayas* unter ſich (welches

ſo viel als Hertzog bedeuten ſoll, wie man ſaget) ſo die Negereyen oder Dorfſchaften der Indianer regieren.

Es ſcheint, daß dieſe Könige den Unterſcheid an Macht und Hoheit unter ihnen durch gewiſſe Sonnen-Schirme an den Tag legen wollen, die zum Staat vor ihnen hergetragen worden: wenigſtens behauptet der Herr *Valentyn*, daß der von *Ternate* fünfe, die von *Tidor* und *Batsjan* aber nur jeder einen, wo ſie gehen, mit ſich führen. Was daran ſey, weiß ich nicht. Doch beobachten ſie einen gewiſſen Rang unter ſich, der, wie man ſagt, nach einem alten Vertrag, ſo auf der Inſel *Motyr* gemacht worden, ſoll eingerichtet ſeyn. Der König von *Ternate* hat nach demſelben die Oberſtelle, nach ihm folgt der von *Tidor*, und endlich kommt der von *Batsjan*. Wenigſtens haben ſie bis ietzo dieſen Rang, wenn ſie einander öffentlich begegnen. Er wird ihnen auch von der Oſt-Indiſchen Compagnie, und derſelben Gouverneuren ſo wohl in Schriften, als bey Gaſtereyen und andern Zuſammenkünften gegeben. Ihre Hoffart iſt aber dennoch ſo groß, daß ſie einander deswegen nicht ſonder Jalouſie anſehen. Derowegen ſiehet der Gouverneur auf *Ternate* immer ſorgfältig dahin, daß ſie einander ſelten in ſeinem Hauſe begegnen. Trägt es ſich aber zu, daß er von ihrer zweyen oder mehrern zugleich die Viſite empfangen muß, (wie auf dem jährlichen Banquet, welches die Compagnie den Königen und Magnaten giebet, nothwendig geſchehen muß) ſo ſiehet er dahin, daß er einem jeden ſeinen Platz alſo anweiſen könne, daß über ihrem Rang kein Mißvergnügen entſtehe. Wenn der **Holländiſche** Gouverneur auf *Ternate* von den **Moluckiſchen** Königen beſucht wird, geht er ihnen entgegen und empfängt ſie bey dem Thor des Caſtels *Oranien*. Haben ſeine, oder der Compagnie Angelegenheiten Urſache zu der Viſite gegeben, ſo nimmt er die Oberhand über ſie. Kommen ſie aber bloß ſich zu divertiren, ſo wird ihnen die Oberhand angeboten, welche ſie doch gemeiniglich gerne nicht annehmen. Wenn ſie kommen und weggehen, wird das Geſchütz drey, und auch wohl fünfmal um die Veſtung gelöſet, welches ebenfals geſchiehet, wenn ſie nur vorbey fahren. Wenn der König von *Tidor*, und vielleicht auch wann der von *Batsjan* nach *Ternate* hinüber kömmt, wird ihnen frey Quartier nebſt aller Zugehör verſchafft, und danebens auch ein Präſent an Gelde gemacht. So daß dieſe Könige auch Königliche Ehre und Tractamenten, von unſrer Compagnie genieſſen. Man findet auf dieſen Inſeln Menſchen von dreyerley Religionen, nehmlich Heiden, Mahometaner und Chriſten. Auf etlichen Inſeln wohnen lauter Heiden, auf andern lauter Mahometaner, auf keiner aber lauter Chriſten. Auf etlichen im Gegentheil trifft man alle drey Religionen an. Die älteſten Einwohner dieſer Länder ſind alle Heiden geweſen, und man findet noch itzunder ihrer viele daſelbſt. In den gröſten Inſeln als *Ceram*, *Boero* u. ſ. w. ſind dahero die See-Küſten durchgehends

mit

mit Mahometanern, und die Gegenden mitten im Lande mit heidniſchen Berg-Leuten beſetzt, eben ſo wie wir bey *Mindanao* ſchon geſehen haben. An einigen Oertern haben dieſe mit den andern keine Gemeinſchaft. Doch ſagt man, daß die Berg-Leute auch von einem GOtt und Schöpfer aller Dinge reden ſollen, und dem Himmel, den Lichtern des Himmels und der Erde opfern. Wie auch daß ſie andre Götzen haben, die auf allen Inſeln und bey allen Nationen nicht eben einerley ſeyn: als zum Exempel ihre Helden, verſtorbene Vor-Eltern, Steine, Bäume, nach den unterſchiedlichen Oertern, da ſie hergekommen ſeyn, oder hin gehören; dergleichen wir auch von den Philippiniſchen Inſeln bemercket haben. Uber dem wird auch geſagt, daß ſie den Teufel anbeten ſollen. Was aber eigentlich der Vorwurf dieſes ihres Götzen-Dienſtes ſey, oder deutlicher zu reden, welche Idée ſie von dem Weſen des Teufels haben, kan ich aus dem puren Nahmen deſſelben, (den die Scribenten nur anführen) nicht erſehen. Es iſt ſolcher zwar genug capable, uns eine abſcheuliche Idée von ihrem Götzen-Dienſt zu machen; wir können aber daraus nicht abnehmen, welche Gedancken ſie von dem Weſen das ſie anbeten hegen; es ſey denn daß dieſe Heiden ſich dieſen ihren Götzen eben ſo vorſtellen, als die Chriſten den Teufel; welches mir aber kaum glaublich zu ſeyn ſcheinet. Vermuthlich aber haben unſre Scribenten ihre Sprache nicht ſo völlig inne gehabt, daß ſie ſich accurat um ihre Meinung in dieſen Sachen, hätten erkundigen können, oder auch vermeinet, daß ſie es gut genug getroffen, wenn ſie den Nahmen ihres Abgotts mit dem Wort Teufel überſetzten. Daher kommt es auch, daß dieſes Wort, wenn es von etlichen Voyageurs gebraucht wird, die Götzen der Heyden damit zu benennen, nicht ſo ſehr anzeiget, welche Idée die Heiden von ihren Götzen haben, als was unſre Glaubens-Genoſſen ſich vor Gedancken von denſelben machen. Dieſes habe ich hier einmal vor allemal erinnern wollen, damit ich mich nachmals bey dieſem Nahmen, den ſie den Heidniſchen Götzen mannichmal ohne Grund geben, nicht aufhalten dürfe. Es iſt genug, daß ſie Heiden ſeyn: wiewohl alle Heiden in ihren Meinungen und Ceremonien nicht mit einander übereinſtimmen. Wir müſſen hier nicht vergeſſen zu ſagen, daß ſie ihrem vermeinten Gott oder Götzen opfern. Prächtige Tempel bauen ſie ihnen nicht. Ihre Tempel ſind weiter nichts, als ſchlechte Hütten, welche ſie in einem tiefen Walde unter dem finſtern Schatten des dickſten Laubs aufrichten. Sie haben auch Prieſter, welche nächſt dem, daß ſie den Götzen aufwarten, auch für Hexen-Meiſter und Wahrſager paßiren. Ferner ſind dieſe Leute voll von Erzehlungen von Geſpenſtern, Erſcheinungen der Geiſter und nächtlichen Geſichtern, und allerhand abergläubiſchen Hiſtorien von Bezauberungen u. ſ. w.

Die Mahometaner ſind die erſte Fremdlinge geweſen, welche in dieſe Länder ihren Fuß geſetzet haben, und alſo ſind ſie auch die erſten geweſen, welche ihre Religion hier fortgepflantzet haben. Dieſe hat auch daſelbſt, und vornehmlich in den Südlichen Inſeln ſolchen Eingang gefunden, daß bey der Ankunft der Portugieſen in den Gegenden ſchwerlich ein Menſch zu finden war, der nicht ein Mahometaner geweſen. Die Portugieſen und Spanier ſind die Chriſten geweſen, welche allhier, ehe die Reformation noch einmal recht bekant wurde, den Gottesdienſt und die Meinungen der Secte, welcher ſie zugethan waren, fortgepflantzet haben: wovon man auch noch hier und dar an einem Ort mehrere, am andern wenigere Uberbleibſels findet, ob gleich der Römiſch-Catholiſche Glaube, ſeit der Zeit die Portugieſen das Land verlaſſen haben, allhier in groſſen Abgang gekommen.

Die Holländer haben allhier nebſt ihrer Herrſchaft auch die Religion, welcher die Häupter ihrer Regierung zugethan ſeyn, nehmlich die Reformirte Religion, ſo, wie ſie in den Kirchen ihrer Länder öffentlich gelehret wird, fortgepflantzet: die Anhänger derſelben aber ſind gegen die Heiden und Mahometaner gerechnet doch die wenigſten an der Zahl. Sie halten Kirchen und Schulen daſelbſt. Denn die Compagnie macht recht Werck davon, daß ſie nebſt den Wiſſenſchaften, auch die Chriſtliche Religion daſelbſt fortpflantzen will. Es hat aber dieſes heil. Werck noch zur Zeit an vielen Orten nicht ſonderlichen Fortgang gehabt; welches entweder einem Mangel an gnugſam geſchickten Arbeitern, und an ihrem Eifer und Geſchicklichkeit im Lehren, und in der Bekehrung der unerleuchteten Seelen muß zugeſchrieben werden: oder auch daher rühret, daß ſie die Landes-Sprache nicht recht wiſſen, oder ihnen nicht mit einem guten Exempel vorgehen, oder weil dieſe dumme abergläubiſche und unverſtändige Leute nichts begreifen können, daher bey ihnen der Saame der guten Lehren, wegen Mangel der Erkentniß unfruchtbar bleibet, oder auch durch das Unkraut der wiederſpenſtigen Begierden und allerhand Aberglaubens verhindert wird aufzugehen, und gute Früchte zu bringen. Es kan ſeyn, daß es ſo wohl an dem einen als an dem andern fehlet; wiewohl die Compagnie auf die Bekehrung eines Ungläubigen eine Prämie geſetzet hat. Wir könten hierüber auch wohl etliche Anmerckungen machen: es iſt aber hier der Ort davon nicht. Dieſes aber muß ich noch erinnern, daß es überhaupt weniger Mühe koſtet, jemand dahin zu bringen, daß er den Chriſtlichen Glauben durch die Taufe annehme, als daß er allem Tand und Aberglauben ſeiner alten Religion abſage. Erſteres reſolviren ſie zum öftern, um bey den Europäern ſich in Gunſt zu ſetzen; letzteres aber bleibt durchgehends unterwegen, und ihre Religion iſt dahero nichts anders, als ein Miſchmaſch von Heidniſchen, Mahometaniſchen und Chriſtlichen Ceremonien, dabey ihre Sitten und Aufführung im geringſten nicht gebeſſert, noch verändert wird. Dahero

findet

findet man eine Anzahl von ſolchen Chriſten, die ſich auf viel tauſende erſtrecket, der rechten Glieder aber der Kirchen Chriſti ſind kaum etliche hundert. In den Haupt-Städten der Land-Vogteyen haben ſie wohl Prediger; die andern Oerter aber werden von Krancken-Tröſtern und Schul-Meiſtern bedient, welche manchmal im Leſen und Schreiben ſchlecht erfahren, in Erkäntniß der Chriſtlichen Religion nicht viel beſſer, und in ihrer Aufführung nicht minder anſtößig ſeyn. Alſo hat wenigſtens der Bericht der Prediger bis anhero immer gelautet, welche jährlich nach den äuſerſten Oertern abgeſandt werden, um ſich wegen des Zuſtandes der Kirchen und Gemeinen zu erkundigen, und davon Relation abzuſtatten. Bey ſolcher Viſitation befleißigen dieſe ſich, die Ungläubigen zu bekehren, die Chriſten zu unterweiſen, hier und dar eine oder mehrere Predigten zu halten, und die äuſerliche Ceremonien des Gottesdienſtes zu verrichten, wo ſie dazu Gelegenheit finden.

Auſſer den rechten Einheimiſchen, welche vor der Ankunft der **Europäer** allhier gewohnet haben, und den **Holländern**, die hin und her auf ihren vornehmſten Plätzen, die ſie inne haben, zerſtreut wohnen, findet man auch daſelbſt **Portugieſen, Miſtitzen, Macaſſaren** u. **Chineſer**, welche an etlichen Oertern ſehr ſparſam anzutreffen ſeyn, an andern aber als inſonderheit auf *Amboina*, die vornehmſte freye Leute ausmachen, und des Orts unter den Bürgern den gröſten, ſo wohl in- als ausländiſchen Handel treiben, und durch ihre Nahrhaftigkeit, Künſte und Fleiß, die Einwohner mit vielen Nothwendigkeiten verſehen. Denn unter den Inſulanern giebt es keine Handwercker und Künſtler. Ein jeder baut ſein Haus ſelbſt, machet ſelber ſeine Kleider, verfertiget ſein Fahrzeug aus einem ausgehohlten Baum, fiſchet ſelbſt in der See, jagt in den Wäldern, und macht auch ſeine *Sago* ſelbſt zu rechte. Man kan alle Einwohner dieſer Inſeln durch die Banck in Einheimiſche, Bediente der Compagnie, freye Leute oder Bürger und Sclaven eintheilen.

In dieſen ſo wohl, als andern **Orientaliſchen** Ländern muß man die Weiber, ſo der Einheimiſchen Töchter ſeyn, den Eltern um einen gewiſſen Braut-Schatz abhandeln. Aber gleichwie die Mahometaniſche Religion ſolches erlaubet, ſo mag der Mann auch nebſt ſeiner Ehe-Frauen ſo viel Kebs-Weiber halten, als er ernähren kan, woraus eben nicht allemal die beſte Haushaltung entſtehet. Weiber von Anſehen laſſen ſich ſelten auf der Straſſen ſehen. Aber bey den Heiden wird ſolches ſo genau nicht beobachtet, welche auch nicht ſo jaloux ſeyn. Die Weiber ſind daſelbſt durchgehends nicht viel beſſer als Sclavinnen, und müſſen nicht allein für ſich, ſondern auch für ihre Kinder und faule Männer das Brod verdienen. *Pinang* und *Betel* zu bereiten, etwas nähen und ſpinnen, oder Früchte und Gewächſe in die Holländiſche Feſtungen als *Ternate* und *Amboina* zu kauf zu bringen, iſt ihre Arbeit. Die Männer aber müſſen jagen und fiſchen, oder *Sagoe* reiben, oder wie ſie es

nennen,

nennen, pockelen. Die Weiber der Holländer und Europäer hier zu Lande hingegen haben es gemeiniglich ſehr gut, und leben recht bequem. Alles wird durch ihre Sclaven verrichtet, mit welchen ſie reichlich verſehen ſeyn, und ihre gröſte Arbeit beſtehet im Befehlen.

Die Molucker ſind durchgehends faul, furchtſam, ohne Courage, hoffärtig, ſchelmiſch, betriegeriſch, abgefeimt, verrätheriſch, zum Aufruhr geneigt, lügenhaftig und allen Laſtern ergeben. Sie flattiren und ſtellen ſich recht ſclaviſch an, wenn ſie von jemand etwas gutes vermuthen, ſo bald ſie aber anderwerts etwas beſſers hoffen; ſatteln ſie gleich wieder um. Wenn ſie meinen, daß ſie von jemand etwas böſes zu befürchten haben, oder ihnen würcklich angethan ſey, rächen ſie ſich heimtückiſcher und mördlicher Weiſe, wenn ſie ihren Streich anzubringen Gelegenheit haben, und in der Religion ſind ſie ſehr leichtſinnig. Die Weiber ſind freundlich im Reden, und verſtehen ſich ſonderlich darauf, wie ſie mit ihren Minen charmiren ſollen. Die Männer ſind auf ein wollüſtig Leben ſehr erpicht, und die Hurerey heiſt bey ihnen keine Sünde, und wird bey den Manns-Perſonen für eine Galanterie gehalten. Die Weiber laſſen ſich hier leichtlich bewegen ihren Männern oder Galans aus Jalouſie etwas einzugeben, wodurch ſie untüchtig werden ein Frauenzimmer zu bedienen, ja gar einen Haß auf ſolche Perſonen werfen, närriſch werden, und nachdem ſie ſich lange mit einem ungeſunden Leibe geſchleppet haben, das Leben endlich einbüſſen. Sie können ſie aber leichtlich wieder davon heilen. Sonſt iſt das Giftmiſchen hier ſehr gemein.

Die Kleidung iſt in allen dieſen Inſeln ſehr leicht und lüftig. Die Kinder von beyderley Geſchlecht laufen bis ans zwölfte Jahr gantz nacket. Die Weiber ſo wohl, als die Männer haben nichts anders, als eine kleine Decke um die Lenden ihre Scham zu verhüllen.

Ihre Waffen ſind breite Schlacht-Schwerdter, *Crits* oder Dolche, *Harſageyen*, Wurf-Spieſſe, Pfeile, Bogen. Ihre Schilde ſind entweder länglich oder rund, ſie führen ſelbige an dem Arm, auch tragen etliche kupferne Helme auf dem Kopf.

Ihre Häuſer werden auf der platten Erde von Holtz gebaut, und haben nur wenige Zimmer, ja bey etlichen nur ein Gemach. An einigen Orten hat eine jede Familie ihr eigen Hauß, an andern wohnen ihrer viele beyſammen in einem Hauſe. Sie werden bloß von *Sagoe*-Zweigen, *Gabba Gabba* und geſpaltenen *Bamboes* verfertiget; und mit Miſt und Kalck beſchmiert, und mit *Atap* oder an einander genäheten Cocus-Blättern gedeckt. Wo ſie Fenſter hineinſetzen, werden ſelbige von Rotting gemacht: ſie fehlen aber in vielen Häuſern. Sie ſchlieſſen auch keine Thüren. Denn es giebt da ſelten etwas zu ſtehlen, auſſer ein paar Matten, welche

ſie

ſie an ſtatt der Stühle, Bäncke, Tiſche und Betten gebrauchen. Denn wo man eine Ruhe-Banck mit einer Matratze findet, iſt ſolches etwas groſſes. Sie brauchen ihren Ellenbogen an ſtatt eines Pfühls und Haupt-Küſſens, und ein gewiſſes Kleid, *Cajin Salimot* genant, dienet ihnen zur Decke. Sie haben auch weder Kiſten noch Kaſten, Coffres oder Schräncke. Schätze ſammlen ſie ſelten. Trifft ſichs aber, daß ſie etwas beſitzen, ſo iſt die Erde ihre Geld-Lade, und ſie machen die Berge und Büſche zu ihrer Schatz-Kammer. Ihr Küchen-Geräth beſtehet in einem Topf, oder zwey, darin zu kochen. Eine Porcellanerne Kumme iſt etwas mehr als allgemeines. Ubrigens brauchen ſie die Schalen von den Cocus-Nüſſen zu ihrem Trinck-Geſchirr, *Piſang*-Blätter zu ihrem Tiſch, Tiſch-Tuch und Servietten, ausgeholte *Bamboes*-Höltzer zu Eimern und Schüſſeln; und endlich haben ſie noch eine *Parang* oder Hacke-Meſſer, damit etwas zu hauen, und zu zerklöben.

Der Reis iſt ihnen, die *Macaſſaren* alleine ausgenommen, ein ſeltener Lecker-Biſſen. *Sagoe* aber iſt ihr gemeines Brod. Friſche, trockne, oder eingeſaltzene Fiſche ſpeiſen ſie zum Zugemüß. Sonſt brauchen ſie dazu auch etwas geſottenes Kraut, welches ſie mit ein wenig langen Pfeffer, oder mit dem Saft von den dünnſchäligen Limonien zubereiten: oder auch in Oel gebratene Fiſche. Von Hühnern und Ziegen machen ſie ſich recht eine köſtliche Mahlzeit. Andere Speiſen, deren ſich die **Europäer** gemeiniglich bedienen, ſind ihnen viel zu theur. Waſſer iſt ihr allgemeiner Tranck: wenn ſie ſich erluſtigen wollen, trincken ſie *Sagoe-Arak* und *Suri*, welches aus den Oertern, wo die Frucht der *Cocos-Sagoe*-und anderer Bäume abgeſchnitten worden, heraus leckt, und als ein Palm-Wein zubereitet wird. Wie ſchlecht aber dieſe Geträncke immer ſeyn, ſo thun ſie doch manchmal ſo viel darin, daß ſie davon berauſcht werden.

Männer und Weiber halten hier zu Lande gemeiniglich ihren Leib ſehr rein und ſauber. Sie waſchen ſich zum öftern in den Ströhmen und Bächen. Sie ſalben den Leib und die Haare, und geben ihnen auch wohl einen guten Geruch mit Sandel-Holtz. Die Geburth der Kinder ſcheinet hier ohne ſonderliche Beſchwerde abzugehen. Denn die ſchwangere Weiber wiſſen ſich ohne Wehe-Mütter zu behelfen, und ſuchen durchgehends einen einſamen Ort, um ſich ihrer Leibes-Bürde zu entledigen. Ihre Wochen-Stube iſt mit keiner Wiege, Wärm-Korb oder Feuer-Becken embaraßirt. Eine ſolche ſchwartze Kind-Betterin geht allezeit hin, und wäſchet ſich nebſt ihrem kleinen Säugling in dem Strom, und kehret hernach wieder zu ihrer Arbeit. Man ſagt aber, daß der Vater des Kindes ſich aller Gemächlichkeiten der Wochen-Stube bedienen, und ſich lecker tractiren laſſen ſoll. Was iſt doch nicht vor ein Unterſcheid zwiſchen den Völckern und ihren Sitten?

Nebſt andern vielfältigen Ceremonien haben ſie auch die Gewohnheit, daß ſie bey der Geburth ihrer Kinder einen jungen Cocos-Baum pflantzen, um bey deſſen jährlichen Schuß die Jahre ihres Alters zu zählen. Sie begehen auch den Tag, an welchem ihre Töchter verſprochen werden, mit vieler Pracht, wie auch den Tag, daran ſie Hochzeit geben. Bey ſolchen Fällen putzet ſich ein jeder, damit er in einem reichen Staat erſcheinen möge. Ein jeder bringt etwas zum Geſchencke mit zu ihren Ehren-Gelagen, und läſt ſolches durch ſo viel Sclaven hintragen, als ihm nur möglich ſind aufzubringen. Bey einer ſolchen Mahlzeit wird auch einem jeden ſeine Portion gereicht, und den Reſt nimmt er mit ſich nach Hauſe.

Wenn ſie tractiren, tragen ſie, gleich den übrigen Indianern *Pinang* und Toback auf. Sie grüſſen mit einem tiefen Bückling, und heben beyde Hände bis an das Haupt empor. Ihre Muſicaliſche Inſtrumenten ſind Trummeln und Paucken, und ihre Täntze beſtehen mehr in allerhand Drehungen, Wendungen und Beugungen des Haupts, der Beine und der Arme, als in Bewegung der Beine, welches ſie mit andern ihren Nachbarn gemein haben. Sie machen ſich viele Luſt mit Spiegel-Gefechte, ſo wohl da eine eintzelne Perſon, als da ihrer zwey auftreten: und wie verzagt ſie ſonſt ſeyn, ſo bezeigen ſie doch bey ſolcher Gelegenheit, da es ohne Gefahr abgehet, viele Courage. Wenn ſie eine Bataille gehalten haben, bringen ſie die Häupter der Erſchlagenen, als ein Sieges-Zeichen aus dem Streit mit zurück: denn es ſoll an etlichen Orten den Manns-Perſonen nicht möglich ſeyn, eine Heyrath zu treffen, wo ſie nicht das Haupt eines erſchlagenen Feindes aufweiſen können. Dahero ziehen ſie manchmal aus, und thun einen Streif auf die Köpfe ihrer Nachbarn, und wenn ſie dieſelbige abgeputzt haben, werden ſie mit groſſem Gepränge eingeholt, und legen die abgehauene Köpfe zum Zeichen auf einen Stein bey dem Hauſe, da das Gericht gehalten wird.

Bey dem Begräbniß ihrer Todten ſtellen ſie ſich ſehr ungebärdig. Sie legen ſelbige in ausgehauene Gräber, welche ſie ſehr heilig halten; und begehen zu gewiſſen Zeiten viele Feſtins mit prächtigen Ceremonien dabey. Die Freunde, welche der Leiche mit traurigem Ungebärde gefolget ſeyn, werden hernachmals nach ihrer Art köſtlich bewirthet, und die Mahlzeit mit Singen und Tantzen beſchloſſen.

Von ihrem Fuhrwerck zu Lande finde ich nicht, daß jemand Erwehnung gethan habe, aber wohl von unterſchiedlichen Fahrzeugen auf der See, deren ſich dieſe Inſulaner bedienen. Sie haben *Prouwen*, wie ſie ſelbige nennen, welche aus einem ausgeholten Baum von 10 bis 20 Fuß lang verfertiget werden. Vorne und hinten ſind ſie ſpitz, und einen Fuß oder zwey breit. An jedweder Seite ragen etliche lange Höltzer als zwey Flügel hervor, an welchen zwey andre Höltzer befeſtiget ſeyn, welche längſt dem Bort hin auf dem Waſſer trieben. Dieſe *Prouwen* werden,

den von zwey bis drey Leuten geführt. Ihre ſo genante *Orembayen* ſind 20 bis 25 Fuß lang, drey oder vier Fuß breit und ohne Verdeck, wenn ſie damit auf die Fiſcherey fahren. Die gröſſern aber die mit einem Gezelt verſehen ſeyn gebrauchen ſie als Spiel-Jagten. Selbige werden unterweilen von 10 Mann und darüber fortgerudert, welche vorne und hinten auf Brettern, die über den Bord heraus ragen, ſitzen.

Sie haben auch *Tſiampans*, oder Fahrzeuge, die wohl 5 bis 6 Laſten führen können: und endlich *Coracorren*, oder Waſſer-Schild-Kröten; welche ſie zu Orlogs-Schiffen gebrauchen. Selbige ſind wohl 80 bis 100 Fuß lang, und vorne und hinten ſpitz. Sie ſind auch unterweilen zwey bis drey Verdeck hoch, und mit einem groſſen, wie auch dann und wann mit 2 bis 3 kleinen recht artigen Gemächern verſehen. Sie haben Maſt, Seegel und Ruder. Das Thauwerck iſt von Baum-Rinde oder *Cocos* gemacht. An beyden Seiten ſtehet eine Stellagie, die auf dem Waſſer ruhet, worauf die Ruder-Knechte ſitzen. Ihre Ruder ſind wie Schaufeln gemacht, und die Schaufeler (wie man ſie nach ihrer Manier zu rudern am beſten nennen kan) ſingen untern Rudern *Gom Gom Trom Tifa*, oder ein ander Ruder-Thöngen, darinn ſie das Andencken ihrer alten Geſchichte zu erhalten vermeinen, um darnach den Tact und Schlag im Rudern zu halten. Dieſe Fahrzeuge ſind auch wohl unterweilen mit Geſchütz, aber durchgehends doch nur wenigen kleinen Camer-Stücken beſetzt. Sie gehen tief im Waſſer, und können nicht wohl See halten, ſind auch daher nicht zu gebrauchen, ohne bey ſtillem Wetter. Denn wenn die See hohl gehet, können ſie nicht ſeegeln. Deswegen fahren ſie auch nur mit denſelben längſt dem Wall hin.

Von der Landes-Sprache dieſer Völcker habe ich nichts weiter erfahren, als daß ſie nicht auf allen Inſeln, und unterweilen nicht einmal auf einer Inſel gleich ſeyn ſoll. Die Malayſche Sprache verſtehen ſie, wie überhaupt im Orient, alſo auch auf den meiſten Inſeln, (wenigſtens auf denen, die viel befahren werden) und inſonderheit an den See-Küſten derſelben.

In Anſehung aber des groſſen Mangels an Künſten und Wiſſenſchaften unter den Einwohnern, da ſie ſo gar nicht einmal leſen und ſchreiben konten, iſt es nicht zu verwundern, daß ihre Sprache ſo mangelhaft iſt. Von der *Ternataner* ihrer Sprache finde ich, daß ſie an Gravität und Klang der Spaniſchen ſehr nahe kommen ſolle: von der Amboiniſchen aber, daß ſie ſtotterig ſey, und viele Sachen nicht ausdrucken könne. Dieſe Völcker haben ſich ſehr angewöhnet durch Rätzel und Gleichniſſe zu reden, oder durch Überſendung von Blumen, Früchten und Gewächſen einander ihre Gedancken zu eröfnen, welches ſie mit andern Orientaliſchen Völckern gemein haben.

Die Trägheit der Indianer, die Wenigkeit der Sachen, die ſie nothdürftig gebrauchen, und ihre groſſe Armuth haben verurſacht, daß wir von ihren Künſten nichts ſonderlich merckwürdigs hören. Derowegen müſſen wir ietzunder zu der Beſchreibung derjenigen Dinge übergehen, um welcher Willen man dieſe Inſeln nach Entdeckung der Fahrt über *Cabo de bonna Speranza* hauptſächlich ſo fleißig beſucht hat, und weswegen zwiſchen den **Europäern** und **Indianern, Portugieſen** und **Spaniern, Holländern** und **Engelländern**, wegen des Beſitzes dieſer ſonſt ſehr armen Inſeln ſolche blutige Kriege ſind geführet worden. Dieſe Dinge ſind die Nägelein, Muſcaten und Muſcaten-Blumen, welche nirgends, als in dieſen Inſeln wachſen wollen, und wohl in den meiſten vormals zu finden geweſt ſeyn. Doch weil dieſe überall auſſer auf den Inſeln *Amboina* und *Banda* ausgerottet ſeyn, vermöge des Vertrags, den unſere Compagnie mit den **Moluckiſchen** Königen geſchloſſen hat, nach welchem ſie, wo ſie es gut findet, dieſe Bäume ausrotten kan, und den Königen davor ein gewiſſes Jahr-Geld erleget: ſo wollen wir dieſe Abhandlung ausſtellen, bis wir von dieſen beyden Land-Vogteyen der **Indianiſchen** Compagnie reden werden. Nach dem Bunde, der zwiſchen den Fürſten und Lehn-Herren eines Theils, und mit unſrer Compagnie andern Theils gegen die **Spanier** und **Portugieſen** geſchloſſen wurde, ſolten die obbenante Specereyen zur Zeit, da unſere Compagnie ſich erſt dorten ſetzte, an niemand anders, als an die Compagnie für einen geſetzten Preiß verkaufet werden, damit ſie die Inſulaner nur von der Bedruckung der andern **Europäer** befreyen möchte. Weil aber die Erfahrung der Compagnie zum öftern zeigte, wie wenig ſich die wanckelmüthige und falſche **Indianer** durch papierne Bündniſſe binden lieſſen: ſo war nichts anders übrig, als daß man durch genauer verclauſulirte Tractaten ſo viel Macht über ſie kriegen müſte, daß man ſie auſſer Stand ſetzen konte, dasjenige zu thun, welches man durch keine noch ſo feyerlich geſchloſſene Bündniſſe zu verhindern capable war. Die koſtbare Specereyen, von welchen die Welt nur ſo wenig nöthig hat, muſten derohalben in einen ſolchen engen Bezirck von Land eingeſchloſſen werden, daß man die Verkaufung derſelben an Fremde füglich verhindern konte. Dahero wurden ſie auf allen Inſeln ausgenommen *Banda* und *Amboina* ausgerottet, und aus der Urſache giebt man den Fürſten jährlich zu Erſetzung ihres Schadens ein gewiſſes Geld. Dabey fand man auch eine gute Gelegenheit, ſo wohl die Menge der Specereyen zu vermindern, welche ſie jährlich, ob ſie ſchon deren nicht benöthigt waren, annehmen und verbrennen muſten, als auch etliche Vorpoſten einzuziehen. Dieſem allen wollen wir das politiſche Bedencken des Herrn *Salmon* über dieſe Materie beyfügen, welches wir aus ſeinem Original von Wort zu Wort überſetzet haben. „Daß „nehmlich die **Holländer** deswegen die Nägelein- und Muſcaten-Bäume auf ſo

„vielen

„vielen Inſeln ausgerottet haben, weil dieſe Inſeln von den andern gar zu weit zer-„ſtreuet und den Unternehmungen anderer Völcker gar zu ſehr ausgeſtellet ſeyn. „Denn ſie befürchten, daß ſie ihnen, weil ſie ſo weit von den andern Inſeln entfer-„net ſeyn, dürften abgenommen werden, gleichwie ſie ſelbige den Portugieſen ent-„riſſen haben. Aus dieſer Urſache pflantzen ſie die Näglein-Bäume allein auf *Am-„boina* fort, als wo dieſelben ſich auch ſo herrlich vermehrt haben, daß dieſe Inſel ge-„genwärtig gantz allein im Stande iſt, die übrige gantze Welt mit Näglein genug-„ſam zu verſorgen. Ihre Garniſon daſelbſt iſt deswegen ſo ſtarck, daß niemand „leichtlich ſich unterfangen wird, ihnen dieſe Inſel abzunehmen. *Ternate* ſehen ſie „nur als eine Gräntz-Stadt an, welche ſie nothwendig bewahren müſſen, damit die „Inſel nicht wieder von Fremden beſetzet werde. Denn als ſie den König vom „Thron herunter geſchmiſſen hatten, gaben ſie ihm den Königlichen Titel wieder, und „ſo viel Gewalt dabey als er nöthig hatte, um ſich bey ſeinen Unterthanen in eini-„ges Anſehen zu ſetzen. Und weil er nach Ausrottung der Näglein-Bäume ſein „Auskommen nicht hatte, haben ſie ihm und ſeinen Miniſtern (hier möchte der Herr „*Salmon* wohl hinzu geſetzt haben, und andern Moluckiſchen Fürſten) gewiſſe „Jahr-Gelder beygelegt. Die übrige Inſulaner ſind die elendeſte Menſchen auf „dem Erdboden, weil ihnen nicht vergönnet wird, ihr eigen Land zu bebauen, damit „fremde Potentaten nicht gedencken ſollen, daß ſie ihres Schutzes werth ſeyn.

Auſſer den *Sagoe*-und *Cocos*-Bäumen findet man auch daſelbſt Pomerantzen, Limonien, Pompelmoes, *Mangas*, *Doerians*, *Soorſakken*, Canariſche *Gojavas*, Zucker-Rohr, und andre Früchte, auch *Piſangs*, welche die Engelländer, und mit ihnen der Herr *Salmon* in der Beſchreibung der Philippiniſchen Inſeln, den *Plantain* oder Saggen-Baum nennen, derer auch vielerley Sorten ſeyn. In dieſen Inſeln wachſen auch ſehr viele Sorten von Holtz, und einige derſelben in groſſem Überfluß: Will man Holtz haben, daß an Feſtigkeit, Härtigkeit, Dauerhaftigkeit, und Schönheit der Farbe es anderm Holtz zuvor thut, ſo findet man ſolches in dieſen Inſeln, und zwar ſolche Sorten, die dabey zum Haus-und Schiff-Bau ſehr bequem ſind, und die mit ihrer Schönheit allein eine künſtliche Arbeit ſo zieren können, daß die delicateſten Liebhaber damit vergnügt ſeyn müſſen. Sie haben auch allerhand Arten von Brenn-Holtz, und hartzigten Bäumen. Doch wir wollen uns nicht einlaſſen ſolche alle und jede ins beſondre zu beſchreiben, weil ſolches uns vielleicht zu weit verleiten würde, und das Werck etwan Leſern in die Hände fallen möchte, die keine Liebhaber von ſolchen Erzehlungen ſeyn. Ob gleich das Waſſer ihr gemeiner Tranck iſt, haben ſie doch etliche *Liqueurs* im Gebrauch, worin man ſich, wenn man zu viel thut, berauſchen kan. Weil ſolche aber vielfältig gebraucht werden, können wir nicht unterlaſſen zu melden, wovon und wie ſie gemacht werden.

Sie können füglich den Nahmen von Palm-Wein, oder *Vin di Palma* führen. Die Compoſition iſt nicht einerley. Den Liqueur, der aus den *Cocos*-Bäumen verfertiget wird, nennet man an etlichen Orten in Indien, *Suri*, an andern *Noddi*, an andern wiederum *Towak*. den Saft, der aus dem *Saguweer*-Baum triefet, nennen ſie *Saguweer*. Sie haben noch einen Baum Nahmens *Nipa*, welcher auch einen ſolchen Tranck ausſchwitzet, von welchem ſie eine ſchlechte Sorte von Brand-Wein brennen. Dieſer Saft flieſſet auch aus dem *Lontar* oder Jäger-Baum. Ob gleich alle dieſe Bäume an Geſtalt, Blättern und Früchten ſehr unterſchieden ſeyn, tragen ſie doch alle ihre Früchte in Trauben, und ſind alle von zweyerley Geſchlecht, nemlich fruchtragende und unfruchtbare. Die Botanici nennen ſie Weiblein und Männlein. Die Trauben von den erſtern werden, wenn ſie reif ſeyn, ein wenig geklopft, und hernach abgeſchnitten; an ſtatt einer Schüſſel aber, ein Stück von einem *Cocos*-Baum unter den angeſchnittenen Zweig geſetzt. Denn in 24 Stunden treuffelt, wie man in Indien ſagt, wohl ein Stübgen Saft heraus. Der Saft wird entweder friſch, weil er noch ſüß iſt, getruncken, oder man macht Eßig oder Zucker davon. Der *Saguweer* und *Nipa*, welcher etwas dicker, als der Saft vom *Cocos*-Baum iſt, wird zu *Amboina* und *Ternate* viel gebraucht. Ob gleich ſie alle ſüß ſeyn, wird der erſtere doch ſo lange, als er friſch iſt, vor ungeſund gehalten, und hat eine groſſe Kraft den Leib zu öfnen. Wenn man ſie aber ein wenig gähren läſt, und ihnen mit den Wurtzeln von einem gewiſſen Baum, *Sefoot* genant, eine angenehme Bitterkeit, gleich dem Wermuth-Wein giebet, wornach ſie auch ein wenig dicker werden, und eine Milch-Farbe bekommen, werden ſie ſo leicht nicht ſauer, und ſind nicht ſo gar ungeſund: ob man gleich durch den übermäßigen Gebrauch ſich leichtlich eine Kranckheit an den Hals ziehen kan, welche ſich durch eine ſüchtige und bleiche Farbe verräth, mit welcher auch die meiſten Truncken-Bolde von *Amboina* zurück kommen.

Von alten Zeiten her hatten ſie keine Büffel-Ochſen, Schafe, Pferde und Hirſchen in den Wäldern: ſondern dieſe Thiere ſind von andern Ländern herein gebracht, die Crocodilen aber halten ſich häufig in den daſigen Gewäſſern auf.

Wir können bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, zwey Sorten von Thieren zu beſchreiben, welche auf dieſen Inſeln gefunden werden: die Zibeth-Katzen nehmlich, und das Thier *Babi Roeſa*, welcher Nahme, wie man vorgiebt, ſo viel als ein Schwein-Hirſch bedeuten ſoll. Letzteres Thier ſoll dem Verlaut nach auf den Inſeln *Xoula*, *Boero* und *Celebes* allein zu finden ſeyn, und einem wilden Schwein am meiſten gleichen: wenn nur das Männlein nicht, neben den groſſen Hauern am Unter-Kinnbacken zwey gleich groſſe am oberſten ſitzen hätte, (welche eben ſo hoch hervorragen, und mehr als halb rund gebogen ſeyn, daher ſie ihnen oft wieder gerade in

den

den Kopf hinein wachſen) und ſie dabey nicht ſo dünn von Fell, etwas kürtzer und zarter von Haaren wären, etwas ſpitzere Schnautze hätten, und kürtzere Ohren. Sie ſind roſen-farb und aſch-grau, laſſen ſich leicht jagen, können ſchnell ſchwimmen, und tauchen, als eine Endte, haben auch ein gut Fleiſch. Die Zibeth-Katzen, welche von dem Muſcus-Thier, wovon bey **China** geredet worden, müſſen unterſchieden werden, findet man dem Vermelden nach urſprünglich auf *Boero*. Sie ſind aber auch auf *Amboina*, wiewohl ſelten anzutreffen. Sie ſind etwas gröſſer, als eine Katze, und gleichen mit ihrem ſpitzen Maul, (welches doch bey den Weiblein weit ſpitzer, als bey den Männlein seyn ſoll) einem Fuchs am meiſten, zumal weil ſie auch einen langen Schwantz haben. Sie ſind ſcharf von Geſicht, beiſſen giftig, und brummen als ein Hund, und blaſen von ſich, als eine Katze. Ihre Augen liegen tief, die Ohren ſind kurtz, der Bauch iſt weiß mit ſchwärtzlichen Quer-Strichen, der Rücken iſt ſchwärtzlich mit weiſſen Streifen, die Pfoten kurtz, und die Haare ſind den Katzen-Haaren ſehr ähnlich, wenn ſie nicht ſo wild ſtünden. Das Männlein hat an ſeinem Gliede, das Weiblein aber zwiſchen dem Geſäß und der Scham einen Sack, der mit Haaren bewachſen iſt, und eine weite Oefnung hat. In dieſem Sack ſammlet ſich eine gewiſſe Feuchtigkeit, welche der rechte Zibeth iſt, aber auch mit ſeiner Schärfe dem Thier, wenn es wild gehet, ſolche Schmertzen verurſachet, daß es ſich gegen einen Baum reiben, und ſich alſo deſſelben entledigen muß. Diejenigen aber, welche ſie in einem Kefigt halten, haben eine andre Erfindung ihnen den Zibeth zu nehmen. Denn ſie binden das Thier mit einem Strick um den Leib von vorne ſo feſt, und ziehen es alsdenn bey dem Schwantz ſo herum, daß der Leib recht gegen das Gitter gekehrt ſtehet, ſo, daß ſie den Zibeth-Sack mit ihren Fingern ausdrücken, und den Zibeth, der alsdenn wie ein Eiter ausſiehet, mit einem kleinen Löffelgen abſtreichen und ſammlen können. Hernachmals ſchmieren ſie zur Linderung die Wunde mit *Cocos*-Milch. Ferner ſchmieren ſie den Zibeth gantz dünne auf *Siri*-Blätter, und leſen die Haare rein heraus, waſchen ihn darauf mit See-Waſſer, und endlich mit dem Saft von ſauren Limonien. Der **Malackiſche, Javaniſche, Bengaliſche** und **Siamiſche** Zibeth iſt dem hieſigen weder an Sauberkeit, noch Tugend gleich. Die Katzen fängt man mit Stricken und Fallen, damit man ſie lebendig bekomme. Sie ſind ſehr begierig nach Hühner-Fleiſch, eſſen aber auch *Doerions*, *Piſangs*, *Soorſakken* und andre Dinge mehr. Man hat hier auch groſſe und kleine Fleder-Mäuſe, fliegende Katzen, und andre Thiere mehr. Ihre Vögel ſind Papagoyen, *Cacatoes*, *Loerys*, Paradies-Vögel, und ſonſt etliche Sorten, welche der Herr *Salmon* beyfüget. Selbige ſind aber, wie der Herr *Valentyn* bezeuget, mehr auf den Küſten von Neu-*Guinea*, wie auch in dem Lande der *Papuas*, und auf den **Aroiſchen Inſeln** anzutreffen. Sie haben hier Schlangen von ungemei-

gemeiner Gröſſe, und zwar ſo groß, daß etliche, wie man berichtet, ein Kalb verſchlingen können. Bey dieſen Inſeln herum giebt es eine groſſe Menge von Fiſchen, welche ein groſſes Theil ihres Unterhalts ausmachen. Die abergläubiſche Alfantzereyen, welche ſie beobachten, wenn ſie fiſchen gehen, wollen wir hier nicht repetiren: wohl aber ihre ſonderliche Manier zu fiſchen, welche ihnen manchen guten und ſehr reichlichen Fang zu wege bringet, anführen. Auſſer dem, daß ſie mit Angeln und groſſen Fiſcher-Netzen, und dergleichen Fiſcher-Geräth auf der Tiefe des Meeres fiſchen, haben ſie auch dieſe Manier. Es legen ſich 10 bis 20 *Prouwen* einen Muſqueten-Schuß von einander in die See hinaus, und ſchlieſſen eine groſſe Diſtantz mit einem Strick ein, an welchem *Cocos*-Blätter hängen, den ſie zwiſchen den *Prouwen* rund herum ausſpannen. Dieſer Strick hängt über, und die *Cocos*-Bäume unter dem Waſſer. Die *Prouvven* rücken allmählig in ſolcher Lage näher zum Strande hin, dabey ſich dann die Stricke und *Cocos*-Blätter immer bewegen, und die Fiſche zuſammen jagen. Alſo ziehen ſie fort, bis ſie den umſchloſſenen Raum mit Netzen umſtecken können. Darauf denn die Fiſche, wenn der Strick mit den *Cocos*-Blättern, der ſie erſchrecket hat, weggenommen iſt, nach der See zurück eilen, und die Tiefe ſuchen, aber eben darüber in die Netze laufen, und ſich ſelber fangen. Man giebt auch vor, daß in dieſen Seen ein gewiſſes Ungeheur, welches oben wie ein Menſch, unten aber als ein Fiſch geſtaltet iſt, unterweilen ſey erblicket worden. Dem Herrn *Valentyn* kommen wenigſtens die Beweiß-Gründe, die er von der Gewißheit der Sachen hat, ſo gewiß vor, daß ſie ihm nicht erlauben daran zu zweifeln.

Das andere Capitel

Von den Land-Vogteynen der Holländiſchen Oſt-Indiſchen Compagnie in den Moluckiſchen Inſeln, als Ternate, Amboina, und Banda, und zwar von einer jeden ins beſondre.

Dieweil wir ietzunder von Norden gegen Süden mit unſerer Beſchreibung fortgehen, ſtöſſet uns unter allen Moluckiſchen Königreichen und Land-Vogteyen der Holländiſchen Oſt-Indiſchen Compagnie *Ternate* zum allererſten auf. Deswegen wir auch davon den Anfang machen wollen. Dieſe Inſel liegt Weſtwerts von *Gilolo* und *Dſilolo*, und iſt nicht eine volle Meile von *Tidor* entfernet. Die Inſel *Celébes* liegt ihr gegen Weſten, ſie hat 50. Minuten Norder-Breite, und liegt auf dem 142. Grad 30 Minuten, oder wie andre wollen auf dem 146. Grad der Länge. Die Inſel iſt rund und hat ſieben Meilen im Umkreis. Der hohe Berg von

von 360 Ruthen, der faſt mitten in der Inſel liegt, verurſachet, daß man die Inſel ſehr weit ſehen kan, und daß ſie ſich ſehr hoch præſentirt. Dieſer Berg fängt ſchon bey dem Strande an ſich allmählig zu erheben, weiter Landwerts ein aber gehet er weit ſteiler in die Höhe, und raget mit ſeiner Feuer-ſpeyenden Spitze über die Wol-
cken heraus. Auf der Spitze iſt eine Oefnung, aus welcher der Berg immerfort aus ſeinem ungeheuren Bauch und feurigen Abgrund krachet, brennet und rauchet, und unterweilen weiſſe Aſche und glüende Kohlen, ja groſſe Steine heraus ſpeyet, und von oben her über ſeine wohl bewachſene abhängige Seite, und über die mit Bäumen reichlich beſetzte Thäler ausſtreuet, und zwar mit ſolcher Gewalt, daß man wohl unterweilen in *Amboina*, ob es gleich 40 Meilen davon entlegen, die Merck-
mahle davon verſpüret hat. Dieſer Berg hat auch ehemals unterweilen die Luft ſo vergiftet, daß unzählich viele Menſchen davon geſtorben, und man ſchwerlich Leute zum Dienſt der Compagnie dahin hat kriegen können. Mit Geſträuch und niedri-
gen Büſchen, in welchen ſich eine Menge von wilden Schweinen, Schlangen und andern Ungeziefer aufhält, iſt er ſtarck bewachſen, ſo, daß man nur mit Noth ſo weit hinan kommen kan; zu dem iſt der Berg auch wegen der ſteilen Klippen, engen Höh-
len, und rauchenden Schwefel-Löchern ſchwer zu erſteigen. Es laufen aber an al-
len Seiten rund herum viele ſüſſe und angenehme Bäche von dem Berge hinunter nach dem Strand zu: dahero an dem Fuſſe deſſelben recht fruchtbare Ländereyen, und eine Menge von ſtarck-gewachſenen Bäumen zu finden iſt.

Nicht weit von *Maleyo* iſt eine gewiſſe In-See gelegen, welche *Saſſe* genen-
net wird. Dieſe See iſt wohl eine Meile im Bezirck groß, und wird durch eine ſchmale felſigte Land-Enge von dem Ocean abgeſchnitten: ſie ſoll aber wohl 60 bis 70 Faden tief ſeyn. Die Spanier haben ehmals vergeblich geſucht, den Damm wegzugraben, und aus der See einen Hafen zu machen. Vormals hatten ſie ver-
ſchiedene Negereyen, oder Plantagien auf dieſer Inſel, und als die Spanier und Portugieſen hier Meiſter waren, hatten ſie verſchiedene Feſtungen daſelbſt: ſo wie die Holländer auch ihre Feſtungen dagegen gehabt haben, ſo lange, als die erſteren hier Poſto hielten. Nachdem aber die Portugieſen und Spanier von hier abge-
reiſet ſeyn, ſind alle dieſe Feſtungen verfallen, oder geſchleifet, *Tolucco* dem Könige übergeben und das Caſtel Oranien allein im Stande geblieben. Die Einwohner der Inſel wohnen an beyden Seiten deſſelben, oder müſſen ſich (eigentlich zu reden) in der Stadt *Ternate* niederlaſſen. Dieſe Stadt liegt an der Oſt-Seite der In-
ſel, und trägt den Nahmen derſelben. Vor ſich hat ſie den Strand, hinter ſich den groſſen Berg. In der Mitten liegt das Caſtel Oranien, welches mit vier ſtar-
cken Bollwercken, einem tiefen Graben, und einer wackeren Attollerie verſehen iſt. Inwendig ſtehen ſchöne ſteinerne Gebäude, ſo wohl vor den Land-Vogt oder Gou-

verneur, als vor die Bediente der Land-Vogtey, nebſt Pack-und Krancken-Häuſern, und einem Richt-Hauſe. Einige halten dieſe Feſtung für eben ſo gut, als das Caſtel zu *Batavia.* Die Stadt ſelbſt wird durch dieſes Caſtel in zwey Theile getheilet, als *Maleyo*, welches gegen Süden lieget, und mit einer alten verfallenen Mauer umgeben iſt. Dieſes Theil der Stadt wird von *Mardykern*, oder freyen Leuten, ſo wohl aus Portugiſiſchen, als Holländiſchen Chriſten bewohnet, welche ſich von Handwercken, oder von ihren Kram-Läden, oder auch von der Kauffmannſchaft auf *Mindanao*, und andere umliegende Inſeln nähren, und an ſtatt der Hof-Dienſte Monatlich von jedem Kopf 6 Stüwer bezahlen. Das andere Theil der Stadt, darin die Mohren wohnen, liegt Nordwerts von dem Caſtel, und beſteht aus einer Straſſen, die wohl 900 bis 1000 Schritte lang iſt. Darauf folget die Macaſſariſche Negerey, an deren Ende der Mohren ihr Tempel ſtehet. Die Einwohner dieſer Seite der Stadt ſind alle gehalten ein jeder, wenn ihn die Reihe trifft, Hof-Dienſte zu thun. Die Bauer-Höfe und Plantagien lagen vor dem über die gantze Inſel ſehr zerſtreuet. Bey Gelegenheit eines gewiſſen Aufſtandes aber hat man ſie alle abbrechen laſſen, und hinter dem Caſtel einen Flecken von einigen Morgen Landes vor ſie abſtechen laſſen, und in Alleen eingetheilet, damit man deſto beſſer ein Auge auf ſie haben könne. Eine kleine halbe Stunde von der Feſtung Oranien hat der König von *Ternate* ſeinen Pallaſt liegen. Dieſer beſtehet aus einem groſſen geräumigen, und ſehr weiten Vorhof, und einem nach Landes-Manier zwar von Holtz gezimmerten, aber dabey doch artigen Innerhof. In dem Vorhof hat er eine Leib-Wache von 12 Holländiſchen Trabanten, nebſt einem Serganten und Corporal ſtehen. Eine halbe Stunde davon hat er noch zu ſeiner Ergötzlichkeit ein artiges und ſehr nett geſchildertes Luſt-Schloß liegen. Dieſe kleine Inſel, oder vielmehr dieſer Pallaſt, und das Schloß iſt die Reſidentz von zweyen Perſonen, deren Reich und Regierung ſich über ein groß Theil der benachbarten Inſeln erſtrecket. Der König, oder wie ſie ihn nennen, der *Colano*, ſchreibt ſich die Herrſchaft, oder wenigſtens das Recht dazu über 92 Inſeln zu, deren Nahmen bekant ſind, und noch 100 andern, welche bey *Bangay* liegen, wie auch über die Schild-Kröten-Inſeln, deren ſehr viele ſeyn, und noch 20 mehrern, die theils bekant, theils unbekant ſeyn. Alle dieſe Inſeln nahmentlich herzurechnen und zu beſchreiben, würde dem Leſer gar zu verdrießlich fallen; inſonderheit, weil keine unter allen ſonderlich merckwürdig iſt. Der andere Regent, der hier reſidiret, führt als Land-Vogt, oder Gouverneur von unſrer Compagnie die Regierung über des obgemeldten Königes ſämmtliche Reiche und Länder, wie auch über die nahe beygelegene Moluckiſche Könige von *Tidor*, *Motyr*, *Batsjan*, und die Könige und Fürſten, ſo ihre Lehns-Leute ſeyn, ſo wohl die gegen Norden, als Oſten, Süden und Weſten von *Ternate*

liegen,

liegen, und von den Talautſchen Inſeln, dem Norder-Theil der Inſel *Celebes*, den Inſeln *Boeton*, *Oubi* und *Gilolo*, als ihren Gräntzen umſchloſſen werden. In dieſem Bezirck liegen auch etliche Inſeln, welche theils käuflich, theils durch die Gewalt der Waffen an unſre **Oſt-Indiſche Compagnie** gekommen, und ihr zum Eigenthum gehören. Einige derſelben müſſen ihre jährliche Schatzungen in Früchten oder in Holtz, ſo ihr Land träget, entrichten; oder bey entſtandenem Kriege eine gewiſſe Mannſchaft, oder Schiffe, oder beydes liefern. Aus einigen Inſeln holet man Reis, aus andern Cocus-Oel, welche Dinge den **Indianern** ſo wohl, als unſerer Beſatzung auf *Ternate* an ſtatt Brod und Butter dienen. Andere müſſen Vogel-Neſter, Blätter von Schild-Kröten, Schiffs-Schaufeln, und Körbe von Rotting liefern. Vor dem hatte unſere Compagnie ihre Feſtungen und Pack-Häuſer auf verſchiedenen Inſeln: ietzo aber ſind viele von dieſen Vor-Poſten eingezogen worden, oder werden wenigſtens mit weit weniger Mannſchaft beſetzet. Und man kan überhaupt ſagen, daß dieſe (die **Ternatiſche**) Inſeln mehr Unkoſten, als der Profit beträgt, verurſachen, weil gegenwärtig kein Gewürtz daſelbſt fällt, und der Handel mit den übrigen Waaren, die ausgehen, oder eingebracht werden, nicht viel auf ſich hat. Die Compagnie darf aber, vermöge des Tractats mit dem Könige alle ihre Beſatzungen nicht von dar wegnehmen, und giebet dem Könige von *Ternate* jährlich für die Ausrottung der Näglein-Bäume in ſeinem Lande 6400 Reichs-Thaler, und für die Inſel *Saleyer* noch 200 Reichs-Thaler; den Magnaten von *Ternate* 600, auſſer dem was die übrigen ziehen, ſo ſich auch wohl auf 5280 Reichs-Thaler beläuft.

Die Einwohner von *Ternate* ſind meiſtentheils gebohrne **Ternataner**, wie auch **Holländer** und etliche Nachkommen von **Portugieſen**, **Meſtitzen** und **Macaſſaren**. Die Chineſer ſind, nachdem der Handel in Verfall gerathen, meiſt von hier weggezogen. Ich finde, daß **Walther Schultz** die **Ternataner** alſo beſchreibet, daß ſie ſo ſchwartz, als Maulwürfe ſeyn, lange Haare haben, Helden im Gefecht, ſonſt aber guthertzig und beliebt ſeyn; allen Pracht und Ubermäßigkeit haſſen, Feinde ſind von Rauben und Stehlen, wie auch von Zancken und Balgen, aber ein müßiges und lediges Leben ſehr lieben. Die unſterbliche Rachbegierde aber ſcheinet ihnen, ſo wie allen ihren Nachbarn anzukleben. Zu demjenigen, was wir von der Tracht der **Molucker** geſagt haben, fügt er noch hinzu, daß ſie eine Binde von Seide oder Cattun, auch wohl von Seide und Baſt, nach Art eines Schleyers um das Haupt ſchlagen, deren Enden bis an die Schultern herunter hängen, und von Königlichen, oder ſonſt vornehmen Standes-Perſonen mit göldenen oder ſilbernen Quaſten gezieret, getragen werden. Wohlhabende Leute ſtutzen mit einem Kleide von Sits oder Seide, welches in Form eines Keils gemacht, vorne offen iſt,

 und

und ihnen bis aufs Knie herunter hänget, darunter ſie Hoſen von Cattun tragen. Sie laufen durchgehends mit bloſſen Füſſen. Die Vornehmen tragen noch wohl unterweilen hölzerne Pantoffeln, oder vielmehr Klötzer, welche mit einigen Knöpfen verſehen ſeyn, mit welchen ſie ſelbige zwiſchen den Zähen befeſtigen. Die Ternataniſche Weiber ſind eben nicht die längſten. Sie ſind zwar braun von Farbe, aber doch dabey in ihrem Weſen, Gebehrden, und Reden ſehr freundlich. Wie die gemeinen Weiber gekleidet gehen, haben wir vorhin geſagt. Sie pflegen ihre Haare ſo wohl, als den Leib mit *Klappus*-oder *Cocus*-Milch, Limonien-Saft und Waſſer zu waſchen, und ſich hernach mit einer Salbe von Sandel-Holtz zu ſalben, und das Haar in einen Bund über dem Haupt zuſammen zu binden. Ihre Zähne halten ſie auch ſehr ſauber. Diejenige, welche etwas mehr zu bedeuten haben, als die Miſtizen, bedecken ihre Bruſt noch wohl mit einem Flor, oder ſchlechten gekipperten Hals-Tuch. Wenn ſie in Geſellſchaft kommen ſollen, putzen ſie ſich auf das zierlichſte mit bordirten Hals-Tüchern und Kleidern von *Allegia* und Sitſen. Sie haben auch wohl einen Schleyer über die lincke Schulter bis mitten an den Leib hangen, und tragen unter demſelben unterweilen ein enges Kleid am Leibe. Sie haben Ohr-Ringe und Arm-Bänder gleich anderm Orientaliſchen Frauenzimmer. Pantoffeln und Strümpfe zu tragen iſt etwas groſſes und mehr als gemeines. Eben ſo gehen die Weiber auf der Inſel *Amboina*.

Ternate wird von *Amboina* verſehen mit Pulver, Mauer-Steinen, Dach-Pfannen, und andern Waaren. Von *Celebes* und den benachbarten Orten holen ſie Reis, *Sagoe*, Vogel-Neſter, Wachs, Schild-Padden, Holtz und dergleichen Sachen. Dahero hat *Ternate* ſchöne Gelegenheit *Amboina* mit Vogel-Neſtern, Reis, Schild-Padden und ſolchen Waaren zu verſorgen. Unſre Compagnie bringet auch allerhand Stoffen und Leinwand hieher.

Da wir alſo die Land-Vogtey von *Ternate* beſchrieben haben, ſolten wir billig zu der von *Amboina* übergehen, wenn der Herr *Salmon* nur nicht auch *Tidor*, *Motyr*, *Makjan*, *Batsjan* und *Gilolo* beſchrieben hätte, und wir ihm alſo folgen müſten.

Die Inſel *Tidor* iſt im Umkreis etwas gröſſer, als *Ternate*, und die andre von den Haupt-Inſeln der Moluckiſchen Könige. Sie liegt ein wenig Südwerts von *Ternate*, und Nordwerts von *Motyr*, iſt ſehr bergigt, und hat eine Stadt gleiches Nahmens, welche zwar mit einem guten Hafen verſehen iſt, deſſen Eingang aber wegen einer langen Reihe von Klippen, ſo davor lieget, gefährlich zu paßiren iſt. Mit Früchten und andern Nothwendigkeiten iſt die Inſel reichlich verſorget, den *Sagoe* aber muß man von *Batsjan*, oder anderwerts herholen. Vormals ſind verſchiedene Feſtungen auf dieſer Inſel geweſen, ſelbige ſind aber nach gäntzlicher Ausrottung

rottung

rottung der Näglein-Bäume entweder geſchleift, oder dem Könige eingeräumet worden. Für die Ausrottung der Näglein-Bäume werden ihm jährlich 2400 Reichs-Thaler gezahlet. Dieſer König eignet ſich, auſſer den Oſt-Küſten von *Gilolo*, etliche *Papuaſi*ſche Inſeln und Länder zu, welche auf Neu-Guinea liegen (von wannen Sclaven, *Maſſoy*, Perlen, Birn-Stein, und Paradies-Vögel geholet werden) und nächſt dem auch einige Plätze, die unter der Amboiniſchen Land-Vogtey liegen.

Motyr iſt etwas kleiner, als *Mackjan*, aber faſt eben ſo hoch, und liegt einen halben Grad Norden der Linie. Der König von *Ternate* eignet ſich dieſe Inſel zu: die Holländer aber haben eine Feſtung an der Norder-Seite. Vormals trug die Inſel auch Näglein, doch nicht ſo viele als *Mackjan*. Für die Ausrottung derſelben hat der König 150 Reichs-Thaler zu genieſſen.

Mackjan liegt gerade Norden der Linie, und iſt mit ſeinem Berge einem Zucker-Hut ähnlich, deſſen feurige Spitze über die Wolcken heraus raget. Denn der Berg iſt ein Vulcan, der Anno 1646 entſetzlich gebrant hat, und zum Untergang unterſchiedlicher Dörfer und vieler Menſchen geborſten iſt, und Ritzen bekommen hat, die man noch ſehen kan. Vormals war dieſe Inſel an Näglein die reichſte, und brachte den Holländern das meiſte ein. Sie kan ſich ſelbſt mit allen Dingen ausgenommen mit *Sagoe*, dem Brod der Indianer, verſorgen. Die Holländer haben hier drey auf unwegſamen Klippen gelegene Feſtungen gehabt. Selbige ſind aber alle geſchleift, oder verfallen: ſo, daß ſie ietzunder allein die kleine Schantze Seeburg daſelbſt haben, in welcher 13 Mann liegen. Die Schiffe nahmen ihre Ladung vormals bey der Feſtung *Gnoſſikia* ein, weil ſonſt keine bequeme Rhede auf der Inſel iſt. Hier ſoll ein Näglein-Baum gefunden werden, der von allen andern unterſchieden iſt, und wegen ſeiner Vortreflichkeit und Tugend ſehr hoch äſtimirt wird: denn man hat ſolchen nirgends auf den Moluckiſchen Inſeln, ohne hier angetroffen, und ſie ſind daſelbſt noch zur Zeit ſehr ſeltſam. Die Frucht von dieſem Baum iſt vor kein Geld zu Kauf zu bekommen, ſondern wird von dem Land-Vogt zu *Ternate* bey gantzen und halben Hand vollen, als ein angenehm Geſchenck an ſeine gute Freunde verſchicket.

Batsjan, die Reſidentz des dritten und kleinſten Moluckiſchen Königreichs liegt Süden der Linie, doch fällt das Nordliche Ende accurat unter der Linie. Die Inſel iſt die gröſte unter allen dieſen fünf Inſeln, und hat wohl 20 Meilen im Umkreis. Sie iſt ſonſt wüſte, aber doch die fruchtbarſte unter allen, und im Stande den andern von ihrem Uberfluß an *Sagoe* etwas mitzutheilen, welchen ſie auch daſelbſt abholen. Vormals war die Inſel auch ſehr ergiebig an Nägelein. Dieſe Inſel gehöret ihrem Könige nicht gantz zu, ſondern alt *Batsjan*, der Sitz der

Laboewers, welche von Chriſten nach den Portugieſen dargeblieben ſeyn, gehört den Holländern zum Eigenthum. Hier liegt das Fort *Barnevelt.* Die kleine Inſel *Oebi*, und *Oebi Latoe* haben ſie ihm auch abgekauft. Er macht auch Anſpruch auf einige Papuaſiſche Dörfer, und auf einige Landſchaften unter *Amboina*: iſt aber der geringſte unter allen Moluckiſchen Königen. Die Kinder-Blattern, welche in den Moluckiſchen Inſeln viel graßiren, und ſehr giftig ſeyn, haben Anno 1706 und 1707, wie man ſagt, dieſem Printzen, der ohngefehr 12000 Unterthanen hat, bey nahe 10000 davon weggeriſſen.

Die Inſel *Gilolo* liegt ein wenig Oſtwerts von *Ternate* und *Tidor*, zwiſchen dem andern Grad Norder- und dem erſten Grad Süder-Breite. Sie wird ſonſt auch *Dſilolo*, *Hbalamaera*, und *Batochina* genant. Die Inſel iſt mehr als 200 Engliſche Meilen lang, an den meiſten Orten aber nicht über 50 breit. Sie hat drey Meer-Buſen, die tief ins Land hinein gehen, und verurſachen, daß die Inſel ſich in der Ferne præſentiret, als wenn drey verſchiedene Inſeln da wären. In dieſen Meer-Buſen liegen die Schiffe gantz ſicher vor Ancker. Der berüchtigte Feuerſpeyende Berg *Gammacanorza* liegt auf dieſer Inſel, welcher Anno 1673 ſo gewaltig zerſprungen iſt. Man hat auch hier die Näglein-Bäume ausgerottet. Dem ungeachtet erzählet der Capitain *A. Hamilton* in ſeinem neuen Bericht von Oſt-Indien, daß der Capitain *Ethrington* mit dem Schiff die Reſolution Anno 1692 in *Gilolo* angekommen, und 40 Fäſſer mit Gewürtz daſelbſt eingeladen habe. Unſere Compagnie pflegte auch einen Poſten daſelbſt zu halten, ſolcher aber iſt eingezogen worden.

Auf der Küſte von *Celebes*, die unter *Ternate* ſtehet, trift man eine Art von Fiſchern an, die eine beſondere Sprache haben, und vermuthlich ein aus allerhand Indianern zuſammen geſchmoltzenes Volck ſeyn. Sie leben auch allem Bericht nach mit Frau und Kindern und der gantzen Haushaltung in ihren Fahrzeugen. Sonſt mag auch wohl ſeyn, daß ſich zu *Tambocco* bey der See auf einem hohen Berge eine gantze Dorfſchaft von dieſen Menſchen aufhält. Faſt eine jede Familie von ihnen hat ihr eigen Fahrzeug, wiewohl ihrer auch wohl etliche ſeyn, die mehr als ein Fahrzeug beſitzen. Einige werden allein von Männern, andere von lauter Weibern allein regieret und geführt, welche gewiß in dieſem Stück eben ſo viel Geſchicklichkeit, als die Männer beſitzen. Sie fahren alſo von einem Ort zum andern herum, wie die Gelegenheit der Fiſcherey ihnen dazu Anlaß giebet. Ihre Fahrzeuge ſind platt genug von Boden, ausgenommen daß ſie einen ſehr kleinen Kiel haben, um alſo deſto bequemer über die ſeichte Gründe hinzuſtreichen, wohin der Fang der Schild-Kröten, und Meer-Kälber ſie nöthiget, und die Sicherheit vor andern räth, ihre Fahrt zu nehmen. Bey dieſen Leuten kan man viel Schild-Padden bekommen.

men. Den Meer-Kälbern aber, die ſie verkaufen, iſt immer der Kopf abgehackt. Wenn die Zeit des Fiſchfanges verſtrichen iſt, ziehen ſie nach ſolchen Inſeln hin, da ſie ſich mit *Sagoe* und *Saguweer* genugſam verſorgen können. Denn ob gleich die meiſten vom Fiſchfang leben, thun ſie es doch nicht alle, und einige leben eben wie die Völcker am Strande bey Reis und *Sagoe*.

Die *Oran-Cayas*, oder Fürſten und Herren der Dörfer von *Celebes*, plagen ſie wohl einmal auf ihren Küſten wegen der Schatzungen, es gelingt ihnen aber nicht allemal ſelbige zu bekommen, und der Streit fällt auch nicht allemal zum beſten für ſie aus. Vormals war ein Stück Holtz ihr Gewehr, ietzund aber bedienen ſie ſich auch der Schilde und Schwerdter. Ihr Gottesdienſt ſcheint ein Miſchmaſch von den Irrthümern der Mahometaner und Chineſer zu ſeyn. Ihren Sitten nach ſind ſie niederträchtig, aufrichtig, getreu, und thun niemand Leid an, ohne wenn ſie gezerret werden.

Die Land-Vogtey von *Amboina*, die beſte nächſt *Batavia* in gantz Indien, welche von der Haupt-Stadt und von der Inſel, da ſie liegt, den Nahmen führet, hat, die kleinſten nicht mit gerechnet, eilf meiſt wüſte und mitten im Lande wilde, bergigte, dicht bewachſene, und dazu noch an vielen Orten feuchte Inſeln unter ihrem Bezirck, auf welchen der Mooß an den Bäumen manchmal dicker iſt, als die Bäume ſelbſt. Nahmentlich ſind dieſe Inſeln *Boero*, *Amblavv*, *Manipa*, *Kelang*, *Bonoa*, *Ceram*, *Läoet*, *Noëſſa-Läoet*, *Honimoa* oder *Liaſe*, *Boangbeſſ* oder *Oma* und *Amboina*, und liegen alle zwiſchen $2\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ Grad Süder-Breite, und im 143. und 145. Grad der Länge. Auf dieſe Inſeln überhaupt, ſo wohl als auf etliche Stücke davon machen die Könige von *Ternate*, *Tidor* und *Batſjan* allerhand theils gegründete theils ungegründete Anſprüche. Folgends dieſer Prætenſionen hat der König von *Ternate* auch ſeinen Land-Vogt hier vormals gehabt. Weil aber ſeine Land-Vögte allerhand Ungelegenheiten verurſachten, ſo iſt es in die Wege gerichtet worden, daß er dem Land-Vogt der Oſt-Indiſchen Compagnie ſeine Gerechtſame zu beobachten durch einen beſondern Vertrag aufgetragen hat. Ob gleich alle dieſe Inſeln bewohnt, und mit Dörfern und Heimen doch ſehr ſchlecht nach Landes-Manier bebauet ſeyn: äſtimirt unſre Compagnie ſie doch nicht ſo hoch, daß ſie in allen Feſtungen eine Garniſon hält. Sie hat ſo gar etliche Poſten eingezogen, nachdem ſich alles in dieſen Quartieren zu der gewünſchten Ruhe angelaſſen. Es iſt ihnen genug, daß ſie das Recht haben, alle Näglein- und Muſcaten-Bäume, welche häufig auf allen dieſen Inſeln wachſen, auszurotten, und daß die Einwohner ihr unterthan ſeyn. Sie iſt damit vergnügt, daß alle Näglein, die auf den Inſeln *Amboina*, *Honimoa*, *Oma* und *Noſſa-Läoet*, eingeerndet werden, an ſie verkaufet werden müſſen. Denn dieſe Inſeln tragen genug und mehr, als die gantze Welt nöthig hat, nachdem

die

die Fortpflantzung der Näglein-Bäume auf denſelben einmal recht in Stand geſetzet worden.

Alle andre Inſeln um *Amboina* herum würden der Compagnie alſo unnütz ſeyn, wenn ſie nicht wegen der Menge von allerhand fruchtbaren Bäumen, und auch wegen des groſſen Vorraths von allerhand Zimmer- und Brenn-Holtz ihr unterweilen ſehr dienſtlich ſeyn könten. Davon ziehet ſie auch noch einigen Vortheil, daß etliche von dieſen Völckern ihr Hof-Dienſte thun, und Mannſchaft und Schiffe liefern müſſen. Es ſcheinet dennoch, daß ſie die Unterlaſſung der Hof-Dienſte, und das Auſſenbleiben der Mannſchaft oder Schiffe bey dem jährlichen *Hongi*-Zug einigen unter ihnen wenigſtens nicht gar zu übel aufnimmt; denn man hat Exempel, daß einige ausgeblieben ſeyn, und findet nicht, daß ſie deswegen hart angeſehen worden. Es iſt nehmlich eine Gewohnheit, daß der Land-Vogt von *Amboina* jährlich in der ſtillen Jahr-Zeit mit einer Flotte von *Coracoren*, welche die kleine Fürſten und Herren dieſer Inſeln ausrüſten, und manchmal aus 60 und mehr Seegeln beſtehet, um alle dieſe Inſeln herumgeſeegelt, welches der *Hongi*-Zug genennet wird. Die Mannſchaft, welche der Compagnie Kriegs-Dienſte thun muß, wird auf dieſe Flotte embarquirt, und iſt an der Zahl wohl mehr als 6000 Mann ſtarck, welche täglich ein jeder ein Pfund Reis und einen Stüwer zu ihrer Löhnung bekommen. Solches geſchicht, ſo wohl darum, daß dieſen Nationen durch das Anſehen dieſer Macht eine Furcht möge eingejaget, alle Streitigkeiten geſchlichtet, und die See-Räuber von den Papuaſiſchen Inſeln mögen verjagt und in Zügel gehalten werden; als auch dem Schleich-Handel zu ſteuren, und die Näglein-Bäume, wo man ihrer etliche findet, auszurotten, und alles in Friede und Ruhe zu erhalten.

Die Inſel *Amboina* iſt rund herum voller hoher Berge, und mit dicken Wäldern, ſchönen Feldern, angenehmen Alleen, mit ſchönen Flüſſen und waſſerreichen Strömen herrlich gezieret. Die Natur hat ſie in zwey Theile getheilet, welche mit einer kleinen Meer-Enge von einer halben viertel Stunde breit, über welche man wohl ein klein Fahrzeug herüber zu ſchleppen pfleget, an einander verknüpfft ſeyn. Sie liegt zwiſchen dem dritten Grad 40 Minuten, und dem 4. Grad 5 Minuten. Dieſe zwey Theile heiſſen *Hitoe* und *Leitimor*, und ſind alſo gelegen, daß ſie mit einander an der Süd-Weſt-Spitze nach gerade eine nette und recht ſichere Bay formiren, welche an dem Nord-Oſt-Ende durch obbenante Land-Enge geſchloſſen wird. Auſſer etlichen Vorpoſten, die mit Soldaten beſetzet ſeyn, iſt hier eine artige Stadt von einer halben Stunde, und die Dörfer, die daran ſtoſſen, mitgerechnet, von einer Meile im Umkreis. Selbige lieget in dem ſüdlichen Theil der Inſel *Leitimor* gegen Norden, an dem Fuß des Berges *Soya*, und zwo Meilen innerhalb der Bay. Die Straſſen ſind in gerader Linie gebauet, und die Stadt iſt

mit

mit dem Rath-Haus, Marckt, Zucht- u. Weiſen-Haus, Kirchen, Brücken und Graben verſehen, und führt von der Inſel den Nahmen *Amboina*. Mitten darinne liegt an der See-Küſte ein ſtarck Caſtell *Victoria* genant, mit vielem Geſchütz, und einem doppelten ſteinern Wall (der von hinten zu mit Erde ausgefüllet iſt) und mit einem Graben umgeben. Der Herr *Salmon* ſagt, daß dieſes Caſtell von einer ſtarcken Beſatzung von 700 bis 800 Mann bewohnet werde; worunter er vermuthlich die Kriegs-Macht, die zu der gantzen Land-Vogtey gehöret, mit gerechnet hat. Die zierliche Gärten, und Baum- und Schatten-reiche Alleen, welche rund um die gantze Stadt durch die Thäler ſo wohl, als über Berge und Klippen fortgehen, geben überflüßige Gelegenheit, etliche vergnügte Stunden im kühlen Schatten bey einem angenehmen klaren Bach zuzubringen, und ſich mit Baden in dem klaren Strohm-Waſſer in dieſem heiſſen Lande zu erquicken.

Ob gleich der Grund auf *Amboina* trocken und dürre iſt, ſo iſt er doch fruchtbar genug und recht bequem bey nahe alle Früchte hervor zu bringen, wenn die Einwohner nur ihre faule und müßige Hände recht gebrauchen wolten. Man findet daſelbſt auſſer den Näglein-Bäumen, welche hier beſſer, als irgends wo anderwerts wachſen, Pomerantzen, Limonien, Zucker-Rohr, *Cocos*, und andre Früchte, und darunter ſolche, die man in Holland in den Gärten ziehet. Neben den *Bataten*, Toback und andern Schleckereyen, die Indien erzielet, kan man auch daſelbſt Weinberge halten, welche auch gute Früchte tragen. Die Inſel iſt mit Fiſchen wohl verſehen, Fleiſch, Milch und Butter aber iſt daſelbſt nicht gar zu wohlfeil, doch iſt die letztere ſehr gut. Sie brauchen auch die Milch von wilden Kühen, welche aber ſo hoch nicht äſtimirt wird. Es iſt ſo weit gefehlet, ſagt der Herr *Salmon*, daß die Holländer ſich ſolten angelegen ſeyn laſſen, die Gewürtz-Inſeln recht zu bebauen, und zu verbeſſern, daß ſie ſelbige vielmehr ſo ſehr ausmergeln, als nur möglich, damit die Einwohner alles, was ſie nöthig haben, von ihnen zu nehmen, gezwungen ſeyn, und fremde Nationen, welche etwa ſuchen möchten, ſich dieſer Inſeln zu bemächtigen, keinen Lebens-Unterhalt finden mögen. Wo man aber dem Hn. *Valentyn* glauben darf, ſo rühret die Armuth dieſes Landes von gantz andern Urſachen her: und alles was die Amboineſer zu Kauf bringen, hat bey nahe faſt keine Cultur nöthig. Die Pflantzung von ſo vielen *Sagoe*-Bäumen, von welchen die Indianer ihr Brod haben, welche auf Befehl der Compagnie geſchehen iſt, und die anderwertigen Verordnungen wegen der fleißigen Fortſetzung des Land- und Ackerbaues, ſind klare Beweißthümer von dem Gegentheil.

Auſſer den urſprünglichen Einwohnern des Landes und den Bedienten der Holländiſchen Compagnie findet man hier **Macaſſaren, Bötonders, Ternataner, Chineſer**, und andere Nationen, wie auch **Europäer**, welche gehalten ſind,

Wachten zu thun, und nicht ohne einem Urlaubs-Schein, und Erlegung ihrer Wacht-Gelder aus der Stadt gehen dürfen. Auſſer den Hand-Werckern, (welche hier von den Bürgern und freyen Leuten ſelbſt, oder von ihren Sclaven, welche ſie vor andere arbeiten laſſen, getrieben werden) wohnen hier auch Kauf-Leute, welche mit Chaloupen von nicht weniger als 40 Laſten, welches eine geſetzte Maaſſe iſt, auf *Macaſſar*, *Java*, *Batavia* und andere Plätze handeln. Die beſte Kaufmannſchaft in ihrem Handel auf *Macaſſar* iſt der Reis, welchen ſie vor 7 bis 10 Reichs-Thaler die Laſt einkaufen, und gegen 25 bis 30 Reichs-Thaler baar Geld wieder abſetzen. Die andern Waaren ſind *Padi* oder Reis in ſeinen Hülſen, Cocos-Dre, Wachs, Honig, Chineſiſche Bohnen, Zwiebeln, Knoblauch, getrocknet und geſaltzen Hirſch-Fleiſch, getrocknete und geſprengte geſaltzene Fiſche, ein gewiſſes Compoſitum, aus welchem Brombeer-Saft verfertiget wird, *Ragi*, Thee-Keſſeln, Eyer, küpferne Becken, Spey-Töpfe, Leuchter, und andre Meublen, Wannen, feine Matten, Rotting, Macaſſariſche Kleider, ſeidene Stoffen mit goldenen Streifen, Sclaven, Kühe, Endten, Gänſe, und auch wohl Opium, ungeachtet ſolches eine verbotene Waare iſt. Die Oſt-Indiſche Compagnie hält ſelbſt eine ſehr groſſe Boutique auf *Amboina*, welche allezeit mit einer ſehr groſſen Menge von gantz fertigen Kleidern, Cattunen und gantz ſeidenen Stoffen, ſo wohl aus Indien, als aus Europa reichlich verſehen iſt: allwo die Einwohner ihre Gattung reichlich allemal bekommen können, dadurch denn die Compagnie ein ungemeines Capital gewinnet. Denn die Bürger ſind an gewiſſe Oerter zu handeln verbunden, woſelbſt die Waaren der Compagnie nicht fallen, und können dieſen alſo mit ihrem Handel nicht viel Eintrag thun. Ob gleich die freye Leute mit Vorſchieſſung des Geldes auf die künftige Näglein-Erndte ſehr groſſe Zinſen gewinnen könten, ſo iſt ſolches ihnen doch ſehr ſcharf verboten, damit die arme Land-Leute durch den Wucher nicht vervortheilet werden. Diejenigen, welche auf *Java* und *Batavia* fahren, bringen von dannen Saltz und Reis, und wann die See ſtille iſt, können ſie auch ihr Opium unterwegens mit groſſem Gewinn abſetzen. Von dannen holen ſie auch Cattunene und Sitſene Kleider, Strümpfe, Ober-Leder zu Schuhen, Bengaliſche und Holländiſche Butter, Frantzöſiſchen Wein, Holländiſch Bier, Weitzen, Bengaliſchen und Cabiſchen Kohl, Brand-Wein, Toback, Pfeifen, Perſianiſchen und Cabiſchen Wein, allerley Chineſiſche und Japaniſche Waaren, trockene Garnalen, und Fiſch-Laich. Sie bringen auch allerhand eingemachte Sachen und Apothecker-Waaren, *Djarak*-Oel, Erd-Oel, Javaniſch Cattunen-Garn, Matten, feine Matten von Rotting, Kleider, Eßig, Knoblauch, trockene Saltz-Fiſche, *Indigo*, *Kaſomba*, welches eine gewiſſe Farbe iſt, die eine Couleur von Apfel-Blüte giebet,

Parangs-

Parangs-oder Hacke-Meſſer, Kritzen oder Dolche, Cattun, Javaniſche *Gongen*, kupferne Becken, Kühe, Pferde, Gänſe und Endten, und andere Waaren.

Diejenigen, welche auf *Bali* fahren, bringen die beſten Sclaven von dannen, und auch Kühe, die den Macaſſariſchen weit zuvor gehen. Landen ſie etwa auf *Bima*, ſo bringen ſie von dannen Pferde, Sandel-Holtz und Sclaven mit. Sie fahren auch auf *Ternate*, *Bangay* und *Xoula*, und holen von letzterm Ort Reis, Sclaven, Tambuckſche Schwerdter, Türckiſche Bünden, Becken, Gold, Kleider, Wachs, Honig, Matten, getrocknet Hirſch-und Küh-Fleiſch, Hühner, Endten und andre Waaren. Sie dürfen aber den Ceramesern keinen Reis verkaufen, und auch nicht auf die Süd-Oſtlichen Inſeln fahren, welche denen von *Banda* allein offen gehalten werden, ob ſchon die Leute aus jenen Inſeln nach *Amboina* kommen. Die Waaren, welche auf *Amboina* fallen, und von dannen durch die Kauf-Leute verführet zu werden erlaubet ſeyn, beſtehen in eingemachten Nägelein und Muſcat-Nüſſen, Bilimbing, Bakaſſam, Koelit, Lawan-Oel, welches den Urin treiben, und die verrenckte, zerſtoſſene, gelähmete und von Gicht-Schmertzen angegriffene Glieder heilen ſoll. Ferner haben ſie Kajoepoeteh-Oel, welches den Schweis treiben, die Nerven ſtärcken, und alle obbenante Eigenſchaften an ſich haben ſoll, wenn man es äuſerlich gebraucht, und endlich die *Cerelie* oder Schenanthe-Oel, welches wieder die Colic recommandiret wird. Daß hier auch Steine gebrant und auswerts verſandt werden, iſt bey *Ternate* ſchon erinnert worden. Was aber die Näglein anlanget, ſo darf niemand ſelbige bey Leibes-Strafe ausführen. Aus allem dieſen erhellet deutlich, wie viele Nothwendigkeiten dem Lande fehlen, und wie wenig es ausgiebt, welches genugſam beweiſet, daß auſſer den Näglein hier wenig importantes zu finden iſt, und wie ſchlecht die Einwohner in Künſten und Handwercken ſeyn, wie auch daß vieles ihnen gebricht, ſo an andern Orten gantz gemein iſt.

In den Moluckiſchen Inſeln graßirt eine gantz beſondere Land-Seuche, welche unter dem Nahmen von den Amboiniſchen Pocken gantz bekant iſt. Sie äuſert ſich erſtlich mit harten knorrigten Geſchwüren, welche in groſſer Menge im Geſicht, an Armen, Beinen, und über den gantzen Leib auffahren; wenn dieſe Geſchwüre endlich aufbrechen, flieſſet eine zähe ſchleimigte ſcharfe Materie heraus, welche tiefe Wunden mit einem harten umgelegten Rande geben. Ob nun gleich dieſe Kranckheit durch dieſelbe Mittel, als die Frantzoſen curirt wird, rühret ſie doch nicht von gleichen Urſachen her, und Alte und Junge werden davon ohne Beyſchlaf überfallen. Weil die Eingebohrne allein dieſer Kranckheit unterworfen ſeyn, ſcheinen diejenige nicht unwahrſcheinlich zu muthmaſſen, welche den Urſprung derſelben mehr ihrem Diæt in Eſſen und Trincken, als der Luft zuſchreiben. Man findet auch, daß

diejenigen, ſo nach *Amboina* und den Moluckiſchen Inſeln fahren, manchmal von einer Schwachheit an den Augen angefochten, ja wohl gar blind werden, wie *Bontius* bezeuget.

Alle Inſeln, die unter *Amboina* gehören, insbeſondre zu beſchreiben, iſt unſre Abſicht nicht, ſo wohl, weil das vornehmſte davon in der allgemeinen Beſchreibung enthalten, als auch weil die beſondre Herrſchaften der kleinen Könige uns gar zu lange und verdrießlich aufhalten würden. Was aber der Herr *Salmon* von *Ceram* und *Boero* geſchrieben hat, wollen wir mit anführen; die übrigen aber mit Still-ſchweigen übergehen, weil ſie auſſer den allgemeinen Merckwürdigkeiten wenig be-ſonders haben, ſo viel als uns bekant iſt. *Ceram* liegt auf dem dritten Grad Süder-Breite, nicht viele Meilen von *Amboina* ab, und hat dieſe Inſel nebſt *Banda* gegen Süden, und gegen Norden *Gilolo* nebſt den Moluckiſchen Inſeln. Dieſe Inſel erſtrecket ſich von Oſten gegen Weſten, und iſt nicht über 50 Holländiſche Meilen lang, und 20 breit. Das Land iſt hoch und voller Wälder. Die Haupt-Stadt und Reſidentz des Königs heiſt *Kambello*. Die Holländer haben hierſelbſt eine Feſtung gehabt, und der König ſo wie ſein Volck ſind ihre Sclaven. Die Einwoh-ner der Inſel *Alforen* beſtehen aus Strand-und Berg-Leuten, die mit den übrigen ſehr wenig Gemeinſchaft halten, und ihre beſondere Reiche und Regierung haben. Ob ſie gleich beyde untractable, dumme und wilde Völcker ſeyn: ſo ſind doch die letztern, als welche am wenigſten mit Fremden umgegangen ſeyn, die ſchlechteſten. Beyde ſind unter vielerley Regierungen vertheilet. Die Holländer laſſen ſie nach ihren Geſetzen leben, und laſſen ſich damit vergnügen, daß ſie ihre Ober-Herrſchaft erkennen, alle Näglein-und Muſcaten-Bäume ausrotten laſſen, und mit dieſen Waaren keinen Handel mit fremden Nationen treiben. Alſo iſt es auch meiſten-theils mit den übrigen groſſen Inſeln beſchaffen.

Es iſt merckwürdig, ſagt der Herr *Salmon* ferner, daß die Einwohner von dieſer und allen benachbarten Inſeln vormals unter die Menſchen-Freſſer ſind ge-rechnet worden: ob gleich dieſe Gedancken vermuthlich keinen andern Grund ha-ben, als das böſe Tractament, welches ſie einigen Chriſten, die in ihre Hände verfal-len, erwieſen haben, indem ſie ſolche entweder lebendig gebraten, oder ſonſt auf eine grauſame Manier um den Hals gebracht. Die verſtändigſte Reiſe-Beſchreiber, welche dieſe Länder beſuchet haben, berichten, daß dieſes grauſame Verfahren daher gekommen, weil die Ausländer, und Portugieſen inſonderheit, vielen Muthwillen und Bosheit an den Einheimiſchen ausgeübet. Ich habe auch keinen Europäer gefunden, der von dannen gekommen, und geſagt, daß er mit ſeinen Augen geſehen, daß ein Menſch von ihnen ſey gefreſſen worden. Wenn Menſchen-Fleiſch, wie man vorgiebt, ihnen ein ſolcher Leckerbiſſen wäre, würden ſie wenigſtens ihren Tiſch

mit dem Fleiſch ihrer Feinde unterweilen beſetzt haben. Doch ob ſie gleich, wie die Europäer ſelbſt ſolches geſehen haben, lange Jahre untereinander Krieg geführet haben, und mit den Köpfen ihrer Feinde als mit einem Sieges-Zeichen, aus dem Streit wieder umgekehret ſeyn, ſo ſagt doch niemand von den Reiſenden, daß er ſie jemand von ihren Gefangenen verzehren geſehen habe. Sie haben auch manchmal die Portugieſen und Holländer überrumpelt, und in die Pfanne gehauen, wenn ſie von ihnen gedrückt und ihrer Freyheit beraubet worden. Ich finde aber doch nicht, daß ſie jemand von ihnen verſchlungen haben. Man muß alſo nach des Herrn *Salmons* Erachten dieſen Erzehlungen wenigen Glauben beymeſſen. Dem ungeachtet erzehlet Walther Schultz es mit ſehr vieler Wahrſcheinlichkeit, ob er es gleich nicht ſelbſt geſehen hat. Zwey andre Relationes aber, die der Herr *Valentyn* beybringet, ſetzen die Sache auſſer allen Zweifel. Einer nehmlich von den Einheimiſchen, der ſchon ein Chriſte war, und eine Bedienung bey dem Gericht zu *Amboina* hatte, konte ſich nicht enthalten, daß er ſich an einem Sclaven vergriffe, weswegen er am Gelde geſtrafet wurde. Ein ander Einheimiſcher hat ihm erzehlet, daß er, da er noch ein Heide geweſen, ſelbſt Menſchen-Fleiſch gekoſtet habe, und ob gleich vermeinete, daß ſolches unter allem Fleiſch das delicateſte ſey, ſo meine er dennoch, daß die Wangen und die Hände der leckerſte Biſſen wären. So weit kan die vernünftige Creatur verfallen, und alle Spuren der Vernunft verliehren, daß man es kaum glauben ſolte.

Boero liegt auf dem vierten Grad Südlicher Breite, und hat *Ceram* gegen Oſten und die Inſel *Boeton* gegen Süd-Weſten. Dieſe Inſel iſt ungefehr 20 Holländiſche Meilen lang und 10 breit. Die Holländer haben hier auch eine Feſtung, und ſind Meiſter von der Inſel. Bey dieſer Inſel iſt folgendes zu mercken. An einem hocherhabenen Ort zwiſchen ſehr hohen Bergen liegt eine See, die zwey Meilen lang, anderthalb Meilen breit, und 20 Klafter tief iſt, in welcher keine Fiſche auſſer etliche groſſe Aale gefunden werden. Dieſe See hat verſchiedene neubegierige Leute veranlaſſet, eine unbequeme und recht beſchwerliche Reiſe dahin zu thun. Ehe und bevor wir von dieſen Inſeln weggehen, müſſen wir noch erinnern, daß ob gleich keine feuerſpeyende Berge darauf gefunden werden, dennoch an unterſchiedlichen Orten ſiedend heiſſe Pfützen und warme flieſſende Gewäſſer anzutreffen ſeyn. Ehe und bevor wir aber *Amboina* verlaſſen, müſſen wir von den Gewürtz-Näglein nach unſerer Zuſage handeln.

Die Näglein ſind die Frucht eines Baumes, der glatt von Stamm, nicht dick von Rinde und der Gröſſe und Geſtalt nach, einem Birn-Baum nicht ungleich iſt. Seine Blätter ſind auch eben ſo formiret, als die Blätter des Birn-Baums, dabey doch etwas gröſſer, glatt, hart und wohlriechend. Die Frucht wächſt an

der Spitze ihrer ſehr zarten Zweige in Büſchen, und in einem guten Näglein-Jahr, unterweilen ſo dick, daß man die Blätter nicht ſehen kan. Die Blüte iſt weiß, die Näglein aber ſelbſt anfänglich bleich-grün; hernacher werden ſie gelb, und endlich roth. Wenn ſie ſo weit gekommen ſeyn, und ihre Blüte abgeworfen haben, müſſen ſie eingeerndtet werden, welches gemeiniglich vom October bis in den December hinein geſchicht. Sie haben alsdenn ihr völliges Wachsthum und Reife nicht, wenn ſie aber reif geworden ſeyn, ſind ſie zwar ſehr gut zur Saat, aber nicht zum Eſſen. Ehe ſie eingeſammlet werden, gätet man das Erdreich um den Baum herum gantz kahl, oder ſpreitet ein Leinwand darüber aus. Darauf pflücken ſie ſo viel ſie können, das übrige wird mit Prügeln heruntergeſchlagen. Hernachmals werden ſie auf unterſchiedliche Manier getrocknet. Einige tuncken ſie erſtlich in Waſſer, oder, wie andere ſagen, in See-Waſſer, damit ſie nicht von den Milben, oder Frucht-Würmlein, ſollen angegriffen werden. Hernacher trocknen ſie ſelbige über dem Rauch vom Feuer, auf Rahmen von *Bamboes*-Holtz, oder legen ſie in die Sonne, bis ſie trocken genug ſind. Wenn die Näglein alſo getrocknet ſeyn, ſollen ſie ſo ſehr dürre ſeyn, daß ſie das Waſſer, wenn man eine Schale hart bey ihnen hinſtellet, an ſich ziehen, und dadurch ſchwerer am Gewicht werden: welches Kunſtgriffs ſich die Diener der Compagnie, welche in die ungeſegnete Fußſtapfen des ungerechten Haushalters treten, meiſterlich ſollen zu bedienen wiſſen.

Niemand, als die einheimiſche Landes-Kinder, hat das Recht, daß er Gewürtz-Näglein an die Compagnie verkaufen mag. Vor den *Bahar* oder 550 ℔. bekommen ſie 56 Reichs-Thaler. Wenn die Compagnie ſie in Empfang nehmen will, wird die Zeit durch öffentlichen Ausruf kund gemacht. Alsdenn werden die Näglein in allen Contoiren abgeliefert, und zwar in Gegenwart von zweyen dazu verordneten Deputirten, welche zuſehen müſſen, daß niemand zu nahe geſchehe, oder vervortheilet werde. Die Abgifften, welche die Könige und Oran-Cays davon ziehen, betragen 6 Reichs-Thaler von jedem *Bahar*. Die Verkaufung der Näglein an den gemeinen Mann hat die Compagnie bey ſchwerer, ja ſo gar bey Lebens-Strafe verboten, und niemand darf mehr als ein ℔, oder anderthalb im Hauſe haben. Daher muß ein **Amboineſer** ſie allezeit eben ſo theuer kaufen, als ein **Holländer**. Die Näglein-Bäume ſollen nicht alle Jahre gleich viel tragen; alle dritte oder vierte Jahr aber ſoll eine reiche Erndte fallen. Sie müſſen auch neun Jahr alt ſeyn, ehe ſie tragbar werden.

Die Oſtliche Land-Vogtey unſerer **Oſt-Indiſchen Compagnie**, welche ihren Nahmen von der Inſel *Banda* führet, hat die Regierung über etliche wenige bey einander gelegene Inſeln, welche der Compagnie, als ein durch das Schwerdt gewonnenes Eigenthum gehören, und auf dem 4½ Grad Süder-Breite 25 Meilen

von

von *Amboina* gelegen ſeyn. Die übrige Inſeln im Oſten, Süd-Oſten und Süd-Weſten, welche unter dieſer Land-Vogtey liegen, ſind von ſchlechter Wichtigkeit, und liegen ſehr weit davon ab. Die Compagnie hält auch wenige Beſatzungen daſelbſt.

Die erſten ſind *Neira*, das hohe Land von *Banda*, *Goenong Api*, *Poelo Ay*, *Poelo Rhun*, und *Roſingein*. Die wenige unbewohnte kleine Inſeln, ſo nahe dabey liegen, wollen wir nur überhaupt bemercken. Zwey von denſelben *Neira* nehmlich und *Goenong Api*, liegen ſo nahe bey einander, daß nur ein ſchmales ſeichtes Waſſer, von einem Steinwurf breit, zwiſchen beyden flieſſet. Sie ſind auch gegen Süden und Oſten mit den beyden Inſeln *Banda* und *Lonthor* ſo umgeben, daß ſie einen ſichern und artigen Hafen vor die Schiffe ausmachen, welcher da, wo die Meer-Enge am kleinſten iſt, mit Stücken ſo kan beſchoſſen werden, daß kein Schiff ungetroffen vorbey paßiren kan. An andern Orten iſt ſelbiger nur eine viertel Stunde und etwas mehr breit. Die andern drey Meer-Engen liegen etwas weiter von dannen gegen Oſten und Weſten, und machen mit dem hohen Lande von *Banda* und der Inſel *Lonthor* eine gerade Linie aus. An den meiſten Orten iſt es unmöglich anzuländen, und wo ſolches ſchwer iſt, ſind die Küſten eben ſo wohl, als da, wo es gemächlich angehet, mit Redouten und Schantzen befeſtiget.

Ob *Neira* ſchon nicht die gröſte Inſel iſt, müſſen wir ſie doch am erſten betrachten, weil der Land-Vogt nebſt allen den vornehmſten Bedienten der Land-Vogtey daſelbſt reſidiret, und der beſte Flecken und die Haupt-Feſtung in der gantzen Land-Vogtey daſelbſt lieget. Die Inſel iſt nur eine groſſe halbe Meile breit, und eine gantze Meile lang, voll von Bergen und Klippen, gleichwie auch alle übrige ſeyn, und mit zwey Feſtungen verſehen. Die eine Feſtung, *Naſſavv* genant, liegt dicht am Strande im Süden, und faſſet die andre Nahmens *Belgica*, welche hinter derſelben auf einer Höhe gegen Norden liegt, in ſich. Von der Südlichen Feſtung kan man den Hafen recht nach dem Waſſer-Paß beſchieſſen. In dieſer Feſtung *Naſſavv* hat der Land-Vogt nebſt den andern anſehnlichen Bedienten der Compagnie ſeine Wohnung, nächſt dem liegt auch ein hübſcher Flecken von dreyen Straſſen vor und an jeder Seiten der Feſtung, und der Ort iſt mit einer Kirche, Hoſpital, Fiſch-Marckt und andern Gebäuden wohl verſehen. Ihre Häuſer laſſen ſie von See-Steinen bauen, und mit Kalck aufmauren und beſtreichen: wegen der Erdbebung aber nur ein Stockwerck hoch aufführen, und mit *Atap* decken. Der Fuß-Boden wird von einem feinen Kalck glatt geſtrichen, welches, wenn es trocken wird, einem grauen Marmor nicht unähnlich iſt. Die Compagnie hält hier ſo wohl als auf *Amboina* einen artigen Garten von Fruchttragenden Bäumen: dergleichen der Land-Vogt auf einer kleinen Inſel, und anderwerts mehr hat.

Gonon Api liegt Weſtwerts von *Neira*, und iſt wegen des daſigen erſchrecklichen Vulcans ſehr berühmt. Selbiger iſt 552 Schritt hoch, und auſſen herum allenthalben grün: hat aber durch ſein fürchterliches Gedonner, Brennen, Erdbeben und Auswerffung allerhand brennender Materien die Holländer ſchon unterſchiedliche mahl zittern gemacht, und ihnen den Beſitz des Landes, wie der Herr *Salmon* ſagt, gewaltig verſaltzen. Dieſe Inſel iſt vielleicht nicht vielmehr als eine halbe Stunde im Umkreis groß, und wird, nachdem dieſer Berg eine ſo groſſe Verwüſtung angerichtet, faſt nur von wilden Thieren und Schlangen bewohnt.

Lontor, oder das hohe Land von *Banda* iſt die gröſte und reichſte von allen Bandaiſchen Inſeln. Sie iſt von der Natur wohl befeſtiget, und durch die Kunſt mit einem Caſtell verſehen, dem faſt nicht beyzukommen ſtehet. Die Stadt *Lontor*, welche anietzo, gegen *Neira* zu rechnen, nicht viel beſſer als eine Negerey mit ſchlechten Hütten ausſiehet, iſt auf der Spitze eines ſteilen Hügels gebauet, auf welchen man auf einer Leiter hinan klettern muß. Dem ungeachtet nahmen die Holländer den Ort mit geringer Mühe weg. Denn unterdeſſen, daß die Inſulaner an der See-Küſte ſich gegen eine Partey der Holländer tapfer wehreten, und ihre Stadt defendirten, entdeckten die Holländer an der andern Seite der Inſel eine Bucht, und ſetzten daſelbſt eine Partey Volcks an Land, ohne daß die Inſulaner deſſen im geringſten gewahr worden. Als dieſe nun den Feind oben auf den Bergen über ihren Häuptern ſtehen ſahen, verlieſſen ſie *Banda*, und flohen in die benachbarte Inſeln. Dieſe Inſel iſt am reichlichſten mit ſüſſem Waſſer verſehen, und muß den Mangel deſſelben in den übrigen manchmal erſetzen.

Poelo Ay iſt kaum eine Meile lang, und vier Meilen im Umkreis, und liegt Weſtwerts von dieſen, iſt auch die fruchtbarſte, ſchönſte und angenehmſte unter allen, ja ein vollkommenes Paradieß, woſelbſt man einen Uberfluß von Muſcaten-Bäumen und andern ſchmackhaften Früchten findet. Die Inſel beſtehet meiſt aus flachem Lande, auſſer wenig Hügeln, und iſt mit Muſcaten- und andern fruchtbaren Bäumen ſo reichlich bepflantzet, daß man unter dem Schatten derſelben bey der gröſten Hitze des Tages recht mit gröſtem Plaiſir ſpatziren kan; dabey weiß man auch hier von der groſſen Kälte und Dünſten, die auf den andern Inſeln herrſchen, nichts. Hier alleine wachſen ſo viele Näglein und Muſcaten, als die gantze Welt nöthig hat. Das eintzige, woran es ihnen gebricht, ſind die Quellen und Ströme. Doch wird dieſer Mangel einiger maſſen durch den öfftern Regen erſetzt, und wenn ſolcher auch auſſen bleibet, holen die Einwohner ihr Waſſer von *Lonthor*. Die Holländer haben daſelbſt eine Feſtung mit fünf Bollwercken, die *Revenge* genant, erbauet, welche für eine der ſtärckſten Feſtungen, welche die Holländer in Indien haben, und für den angenehmſten Ort in ihren Indianiſchen Land-

Vogtey-

Vogteyen gehalten wird. Die Feſtung *Revenge* iſt gantz regulier angelegt, und von ſelbiger wird allemal, wenn ein Schiff ankömmt, ein Zeichen gegeben. Hier iſt auch ein groſſer von Holländern und Miſtitzen bewohnter Flecken.

Anderthalb Meilen Weſtwerts von dieſer liegt eine gröſſere und länglichte Inſel *Poelo-Rhun* genant, welche nach einem deßwegen zwiſchen Holland und Engelland geführten Krieg endlich den letztern Anno 1667 zu einem faſt unnützen Eigenthum verblieben iſt. Denn es wohnen nur etliche Fiſcher, und zwar meiſtens zu der Jahrs-Zeit, da es gut fiſchen iſt, in geringen Hütten darauf. Die Inſel trägt auch weder Muſcat-Nüſſe noch Blumen, weil die Compagnie alle Bäume hat ausrotten laſſen. Doch bewahren ſie das Land mit einer Redoute.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Inſel *Roſingein*, welche Oſtwerts von *Neira* lieget, woſelbſt auch weder Muſcaten noch Muſcaten-Blumen wachſen. Dieſe Inſel iſt hoch und bergigt. Hier werden die Banditen hin relegiret, welche man gebrauchet, aus den Corallen- und See-Steinen Kalck zu brennen; wie auch Brenn-Holtz und Dielen zu Schiffen zu hauen. Sonſt trifft man hier auſſer dem friſchen Waſſer, daran *Neira* und *Poelo-Ay* Mangel leiden, eine Erde an, die recht gut iſt, Ziegel-Steine und Töpfe davon zu brennen.

Dieſe Inſeln ſind durch die Banck voller Felſen und Klippen. Das Fleiſch und andere Eßwaaren ſind daſelbſt auch nicht in ſo groſſem Uberfluß, als auf *Amboina*. Die wilde Kühe, Hirſche, Böcke und Schafe, die hier, ob wohl nicht überflüßig ſeyn, haben doch recht gut Fleiſch. Aber von der Weide ſtehet nicht viel zu rühmen.

Der Oſtliche Paſſat-Wind hebet im Majo an zu wehen, und der Weſtliche im December. Währender Zeit, daß der erſtere wehet, regnet es hier nicht nahe ſo lange, noch ſo ſtarck, als in *Amboina*. In den Monaten Auguſtus und September ſcheinet die See hier bey Nacht ſo weiß, als Milch zu ſeyn, ob man gleich bey Tage ſolches nicht bemercket. Dieſes wird man von *Ceram* an bis Oſtwerts gegen *Aroe*, Südwerts bis an *Kai* und *Tenimber*, und Weſtwerts bis an *Timor* am meiſten aber zu *Banda* gewahr. Ob gleich in dem Lande viele alte Leute ſeyn, verfallen die neulich ankommende doch gemeiniglich gerne in hitzige Fieber.

Das Volck auf dieſen Inſeln iſt von alten Zeiten her böß, hartnäckig, verrätheriſch und recht ungezähmt geweſen. Dahero ſind auch die meiſten in den Kriegen geblieben, und davon geflohen, oder auch nach andere Oerter abgeführet worden. Diejenigen, welche übrig geblieben, ſind meiſt Chriſten, und ob ſie gleich ihre beſondere Sprache haben, ſo iſt die Malaiſche doch die allgemeine Sprache daſelbſt. Es wohnen ferner in dieſen Inſeln viele Europäer, und andere freye Leute, wie auch die Sclaven, welche die Bandaner von den Oſtlichen und Südlichen In-

ſeln zum Gebrauch ihrer Muſcaten-Plantagien hinüber bringen; ſo, daß die Einwohner alle mit einander ungefehr 5000 Seelen ausmachen.

Die drey Inſeln *Neira*, *Lonthor* oder *Banda*, und *Poelo-Ay* hat die Compagnie an freye Leute zu Plantagien ausgegeben, damit ſie mit Muſcat-Bäumen bepflantzet werden möchten. Wogegen die Inhaber der Compagnie den Zehenden von allen Früchten, doch nur von dem Gewürtze jährlich geben müſſen. Wem ſie ihre Plantagien verkaufen, muß die Helfte der Kauf-Summa auch an die Compagnie verzehndet werden, die andere Helfte wird vor die zur Plantagie gehörige Geräthſchaft gerechnet. Uber dem ſind dieſe Coloniſten verpflichtet ihre Nüſſe, die ſie jährlich einerndten, an die Compagnie alleine zu verkaufen, und zwar die guten und friſchen Muſcat-Nüſſe für 15 Reichs-Thaler und 18 Stüver das 1000 Pfund, die zerbrochene und durchfreſſene Nüſſe für halb ſo viel Geld, die Muſcaten-Blumen für 15 Reichs-Thaler das 100 Pfund, und den Staub von den Muſcaten-Blumen Stof-folie genant, für die Helfte. Nachdem die Beſitzer wohlhabend ſeyn, ſind auch hübſche Häuſer bey den Plantagien angelegt, und die meiſten Coloniſten ſind auch recht wohl begüterte Leute.

Der Muſcaten-Baum, von welchem dieſe Leute ſo groſſen Vortheil ziehen, iſt vormals auf verſchiedenen von den Gewürtz-Inſeln, und auch auf *Amboina* gefunden worden, itzund aber allenthalben, auſſer hier, gäntzlich ausgerottet. Er iſt ein wenig platter und breiter von Kerne, als ein Birn-Baum, und iſt an Geſtalt einem Apfel-Baum am meiſten ähnlich. Die Rinde iſt eben und glatt, und von Farbe ein wenig braun-grau. Die Blätter ſind ohne Zacken ſchön grün und gläntzend von oben, und kommen einem Birn-Blat etwas ähnlich. Sie wachſen meiſtentheils zwey und zwey beyſammen, an einem Zweig, doch nicht gantz gerade über einander, wenn man ſie aber reibet, geben ſie einen ſehr guten Geruch von ſich: Wenn man einen Zweig abbricht, pflegt der Baum einen rothen Saft auszuſchwitzen, und darnach zu kräncken. Ob gleich zwey oder drey weiſſe Blüten an einem Stengel hervor brechen, kommt doch nur eine Nuß darvon, welche mitten aus der Blüte wächſt, und als eine Pferſich ausſiehet, die Frucht, welche einer Pferſich an Geſtalt ſehr ähnlich iſt, hat auswendig eine weiche Schale (die in etwas mit der Schale der welſchen Nüſſe überein kommt) nächſt unter der Schale liegt die Muſcaten-Blume, oder Folie, darauf folget wieder die inwendige Schale, und endlich die Nuß in einer harten Rinde oder Stein. Man findet Blüte und Früchte zugleich an einem Baum, ob ſie wohl neun Monat Zeit haben müſſen zu reifen. Denn man pflücket ſie wohl drey mal in einem Jahr ab. Wenn die Nüſſe ihre Reife erlanget haben, fängt die auswendige Schale an zu berſten, und die Muſcaten-Blume läſt ſich, alsdenn mit einer ſchönen rothen Farbe, auf einer kohlſchwartzen Rinde

durch

durch die Ritze ſehen. Die Sclaven haben um dieſe Zeit von dem frühen Morgen, bis in den ſpäten Abend gnug damit zu thun. Dann ſie müſſen die Nüſſe erſtlich in Körben ſammlen, hernachmals über ein wohlbefeſtigtes Meſſer legen, und ſo lang auf demſelben hin und her ſchieben, bis die Schale abgehet. Darauf legen ſie die mit der Blume noch umgebene Nüſſe in Körbe, und ziehen hernach die Blume davon ab; letztere wird ferner an die Sonne zu trocknen gelegt, und in Büſchel-Folie, die reif und die beſte iſt, *raep-folie*, die abgefallen iſt, und deswegen aufgeleſen werden muß, und halb-reife Folie eingetheilet. Die Muſcat-Nüſſe werden darauf in eigenen dazu verfertigten Scheunē, die ſie *Petacken* nennen, auf Horden übern Feuer, welches alle Wochen ſchwächer angelegt wird, getrocknet, drey oder viere; vor der Lieferung wird die Rinde abgeſchlagen, und die Nüſſe in weiſſe und mittelmäßige ſortiret, darauf auch ſo gleich an die Compagnie geliefert. Hernachmals werden ſie noch dreymal in ſtarckem Kalck-Waſſer eingeweichet, und in beſondere Nuß-Scheuren gebracht, da ſie nochmals 6 Wochen lang liegen und ſchwitzen müſſen. Denn werden ſie noch einmal ſortiret, weil der Kalck alle Fehler der Nüſſe entdecket, und was alsdenn dabey vor Schade befunden wird, ſolches fällt der Compagnie zur Laſt.

Die Muſcaten-Bäume männliches Geſchlechts ſind eine gantz beſondere Art von Bäumen, und wachſen, ſo wohl in dieſen Inſeln, als anderwerts. Ob ſie auch gleich wild wachſen, trifft man ſie doch ſelten an. Sie haben eine Schale, Blume und Staude, die Blume aber iſt unſchmackhaft. Der Baum iſt kürtzer von Stamm und Blättern, und hat eine weit dichtere Krone. Man findet auf dieſen Inſeln keine Fröſche. Es giebt aber daſelbſt ungeheuer groſſe Schlangen, welche, dem Verlaut nach gantze Kälber oder Menſchen verſchlingen können. Wie überflüßig die Crocodilen auch auf dieſen Inſeln anderwerts ſeyn, laſſen ſie ſich doch ſelten zu *Banda* ſehen.

Die Süd-Oſtliche Inſeln, als *Aroe*, *Kay*, und andre mehr da herum, welche auch unter dieſer Land-Vogtey ſtehen, handeln ebenfals auf *Banda*. Ja die Einwohner dieſer Inſeln haben allein, mit Ausſchlieſſung anderer Unterthanen der Compagnien die Freyheit auf dieſen Inſeln zu handeln. Hier kaufen ſie Sclaven, nette Doſen von Blättern und See-Hörnern, Paradies- und Königs-Vögel, *Katsjang*, welches eine gewiſſe Art von kleinen Bohnen iſt, Holtz um Fahrzeuge zu bauen, *Pinang*, gedörrete Fiſche, alte *Cocos*-Nüſſe, groſſe *Bataten*, und andere eßbare Wurtzeln, *Padi* u. ſ. w. Sie ſind ſehr begierig nach *Kajin Goelongs* mit ſchwartzen Köpfen und rothen Fellen, wie auch nach *Petas* mit rothen Köpfen und durchſcheinenden Fellen, weiſſen Guineiſchen Leinen, Negers-Kleidern, rothem Tuch, *Tapitsjandos* von vier *Haſta*, *Sarongs*, *Drongangs*, *Tsjara Malajo*, eiſernen *Parangs*, kleinen Beilen, Pariſer Arbeit und Corallen.

Unſre Compagnie hält eben wie die Portugieſen noch ietzo thun, auf *Solor* und *Timor* Feſtungen und Beſatzungen, und holet jährlich Sandel-Holtz von dannen, welches in ihren Wäldern häufig wächſt. Man findet auch Wachs daſelbſt, und *Caſſia lignea*, zugleich wird auch geſagt, daß viel aber nur ſchlecht Gold daſelbſt fallen ſoll.

Timor iſt eine groſſe Inſel, ungefehr 90 Meilen lang, und 18 breit. Die Einwohner erkennen den König von Portugal vor ihren Herrn, und haben die Römiſch-Catholiſche Religion angenommen. Die Portugieſen von *Macao* haben daſelbſt, mit Genehmhaltung des Königes, eine Feſtung *Reifa* genant, gebauet, und die Holländer eine andre, Nahmens *Koupang*: die Einheimiſchen aber leiden nicht, daß die eine oder die andere von beyden Nationen ſich in ihre Regierung miſche. Die Portugieſen von *Macao* haben vormals einen ſehr einträglichen Handel auf *Timor* getrieben: und da ſie die Leute des Orts ſehr geneigt befunden, die Römiſch-Catholiſche Religion anzunehmen, ſuchten ſie durch glimpfliche Mittel die gantze Regierung den Geiſtlichen in die Hände zu ſpielen. Sie konten aber die Indianer nicht alſo betriegen. Dahero fiengen ſie an Gewalt zu gebrauchen: befunden aber zu ihrem Schaden, daß die von *Timor* aus Furcht vor einem Blut-Bad ihre Freyheit nicht liederlich verkaufen wolten: denn letztere erwählten einen gewiſſen *Gonzales Gomez* zu ihrem General, welcher ein gebohrner Timoreſer war, ſich aber lange Zeit zu *Macao* und *Goa* aufgehalten hatte. Den König von Portugal wolten ſie zwar für ihr Ober-Haupt erkennen, jedoch mit dem Beding, daß ihre Geſetze und Freyheiten unverletzt ſolten beybehalten werden. Dieſer Krieg hub ſich Anno 1688 an, und ward bis Anno 1703 fortgeſetzet, in welcher Zeit die von *Macao* ſo viel Volck und Geld dabey verlohren haben, daß von 1000 Bürgern kaum 50 noch blieben, und von 40 Kaufartey-Schiffen nicht über 5 übrig waren. Der *Vice-Re* von *Goa* ſandte Anno 1698 eine Geſandſchaft an die Timoreſer ab, um ſie zum Frieden, und zur Annehmung eines allgemeinen Ober-Befehlshabers des Ertz-Biſchofs von *Goa* zu bewegen: ſie wolten aber weder von einer fremden Kirche, noch Regierung das geringſte wiſſen. Man findet hier, auſſer obbenanten Sachen, allerley Vorrath aber keinen Ancker-Grund, ohne bey *Leifa* und *Koupang*, auf den Küſten ſollen öftere Platz-Regen und Orcanen fallen.

Das dritte Capitel

Hält eine Beſchreibung der Inſel Celebes, oder Macaſſar in ſich.

Süd-

Südwerts von den Philippiniſchen Inſeln liegt die Inſel *Celebes* oder *Macaſſar*, welche ſich von dem erſten Grad 30 Minuten bis an den fünften Grad Süder-Breite erſtrecket. Weſtwerts von derſelben liegt die groſſe Inſel *Borneo*, und gegen Oſten die Moluckiſche Inſeln. Die Länge beträgt von der Südweſtlichen Spitze bis an die Nord-Oſtliche Ende ungefehr 500 Engliſche Meilen. Das Süder-Theil dieſer Inſel wird von einer Bay von 7 bis 8 Meilen breit, welche wohl 40 bis 50 Meilen tief ins Land hinein gehet, durchſchnitten. An der Oſt-Seite der Inſel findet man unterſchiedliche Beye oder Haven, wie auch viele kleine Inſeln und Untiefen. Nordwerts aber liegt etwas hoch Land, Oſtwerts hingegen iſt das Land flach und niedrig, und mit Wäldern ſtarck bewachſen; wird auch von verſchiedenen kleinen Strömen bewäſſert.

Man ſagt zwar, daß dieſe Inſel in 6 kleine Königreiche oder Provintzen ſolle vertheilet ſeyn. Der Herr *Valentyn* aber nennet ihrer in dem Südlichen Antheil mehr als 20, und zwar nahmentlich, *Boni*, *Macaſſar* oder *Goa*, *Loeboe*, *Tello*, *Soping*, *Wadjoe*, *Tanette*, *Layo*, *Bancala*, *Toeratte*, *Badjing*, *Punna*, *Pakka*, *Mandhar*, woſelbſt über 7 Fürſten ſeyn, und noch etliche mehr auf der Inſel *Sumbawa*. Dieſe regieren jedweder die Länder ſeiner Herrſchaft unter verſchiedenen Nahmen und Titeln; etliche werden *Raja*, oder König, andre *Crain* oder Printzen genant. Ob gleich aber alle dieſe Fürſten freye ſouveraine Herren ſeyn, und nach dem Anno 1669 gemachten Frieden unter dem Schutz der Compagnie ſtehen; fürchten ſie ſich doch alle vor die Könige von *Goa* und *Boni*, als ihre alte Ober-Herren, und brauchen die ihnen geſchenckte Freyheit nur ſparſam, und wenigſtens nicht ſonder Kümmerniß und Sorge. *Celebes*, welches an der Nord-Weſt-Seite unter der Linie lieget, und *Macaſſar*, welches Reich das gantze Süder-Theil einnimmt, werden für die vornehmſten Königreiche gehalten. Die übrigen Provintzen waren gemeiniglich gerne einem oder dem andern von dieſen beyden unterworfen; dahero auch die Inſel bald von dem einen, bald von dem andern dieſer Königreiche den Nahmen führet. *Celebes* nehmlich gehöret nebſt unterſchiedlichen Inſeln in dieſer Gegend dem König von *Ternate* zu, welcher unterſchiedliche Fürſten, als ſeine Lehn-Leute, daſelbſt hält. Die Regierung darüber gehört zur Land-Vogtey *Ternate*. Das Süder-Theil der Inſel iſt allem Anſehen nach vormals dem König von *Macaſſar* allein gäntzlich unterworfen geweſen, welcher verſchiedene Lehns-Leute und Fürſten unter ſich gehabt hat. Alle dieſe Fürſten aber ſind nach der Bezwingung von *Macaſſar* unter Anführung des General Speelmans, in dem Anno 1669 darauf erfolgten Frieden für freye ſouveraine Fürſten erkläret, und unſere Holländiſche Compagnie für eine rechtmäßige Beſitzerin unterſchiedener auf dieſer Inſel in dem damals beyzulegenden Kriege durchs Schwerdt gewonnener Landſchaften erkant wor-

worden. Durch dieſen Frieden ward zwiſchen allen intreſſirenden Parteyen ein ewiger Bund aufgerichtet, von welchem die Holländiſche Oſt-Indiſche Compagnie das Haupt iſt, und die ſämmtliche Bunds-Genoſſen gegen alle aus- und inländiſche Gewalt beſchützen und beſchirmen muß. An die Compagnie alſo muß alles, was die allgemeine Ruhe und Wohlſtand betrifft, referiret und, ſelbiger zu ſchlichten, und auszuführen übergeben werden. Folgends dieſes Bundes ward daſelbſt ein Land-Rath angeordnet, damit wann ihre Privat-Bemühungen den Frieden zu erhalten nicht hinlänglich ſeyn möchten, ein jeder insgemein alles beytragen ſolle, was zur Ausführung des Raths-Schluſſes nöthig. Sie dürfen einander nicht bekriegen, ſondern alle Streitigkeiten müſſen in dem groſſen Land-Rath abgethan werden. Die Glieder dieſes Raths beſtehen aus unterſchiedlichen Königen und Fürſten, welche jeder ihre freye Stimme haben, und dem Gouverneur unſrer Compagnie als Præſidenten nebſt den Deputirten ſeines Raths. Dieſer Rath wird alſo gehalten. Die Könige von *Goa* und *Boni*, als die erſten im Rang, bekommen von dem Gouverneur oder Land-Vogt Nachricht von allen Sachen, die im Rath ſollen vorgetragen werden. Der letztere ruft darauf den Rath zuſammen. Ob gleich nun ein jeder von dieſen Fürſten die Regierung über ſeine Unterthanen nach eignem Gutachten führet; ſo hat der geſammte Rath doch freye Macht einen jeden unter ihnen nach Verdienſt zu ſtraffen: welches ihnen deſto leichter fällt, weil ſie alle ſind gezwungen worden, ihr grobes Geſchütz zu extradiren, ihre Feſtungen zu ſchleifen, und niemand Feſtungen halten darf, als die Compagnie alleine.

Die Königreiche von *Macaſſar*, *Boni* und *Goa* ſind erblich: aber nach Art des Moluckiſchen Erb-Rechts, daß nehmlich die *Pitos*, das iſt die Vornehmſten des Reichs, immer eine Wahl dabey behalten, welche ſo zu reden Chur-Fürſten, und an der Zahl ſieben ſeyn. Dieſe Wahl geſchicht in Gegenwart von zweyen Deputirten der Compagnie, welche auch das Recht haben einen andern König zu wählen, wenn etwan die Wahl dieſer Fürſten ihnen nicht gefällt, oder dieſe Wahl-Herren nicht mit einander einig werden können.

Wenn dieſe Könige von *Boni* und *Goa* nach der Haupt-Stadt und Feſtung Rotterdam kommen, um entweder dem Rath beyzuwohnen, oder anderer Verrichtungen halber, ſo läſt der Gouverneur ſie von zweyen Beyſitzern ſeines geheimen Raths einholen, und giebt ihnen eine Batallion Soldaten mit fliegenden Fahnen zur Wache. Sie werden auch mit dreymaliger Abfeurung des Hand-Gewehrs und neun Canonen-Schüſſen empfangen, und der Gouverneur geht ihnen bis an ſein Vorgemach entgegen. Ihnen wird auch, als den vornehmſten Bunds-genoſſen die gröſte Ehre erwieſen, da die andre hingegen ſich mit wenigern und geringern Ehren-Bezeugungen begnügen müſſen. Die Geſchencke von dieſen Fürſten, und die

Gegen-

Gegengeſchencke der Compagnie an ſie, werden auch nicht ohne groſſen Staat in die Feſtung gebracht, und von dannen weggeſandt. Wenn ihre Geſchencke ankommen, löſet man drey Canonen (und fährt damit fort, bis das eilf voll ſeyn) nebſt dem Hand-Gewehr. Wenn aber die Gegen-Geſchencke abgeſandt werden, ſo wird dreymal aus den Musqueten gefeurt, und fünf Canonen dabey gelöſet. Vormals hielt unſre Compagnie, dieſes Land zu regieren, und den Handel in Obacht zu nehmen, zu *Macaſſar* einen Gouverneur, unter dem Nahmen und Titel eines Kaufmanns: um das Ende des vorigen Jahrhunderts aber haben ſie hier einen Land-Vogt hingeſetzt, damit ſie ihre Macht mit deſto gröſſerm Anſehen hier ſehen laſſen konten; oder vielleicht, weil ſie zu dieſen unruhigen Zeiten, da einer der vornehmſten Fürſten ſolte beſtrafft werden, niemand unter einem geringern Nahmen dahin zu ziehen bewegen konten. Das Amt dieſes Gouverneurs oder Land-Vogts beſtehet darin, daß er auf dieſe Fürſten ein wachſames Auge haben, und Sorge tragen muß, daß ſie weder durch Eroberungen, noch durch Allianzen ihre Macht vermehren, noch auch die Compagnie, oder das gemeine Beſte durch ihre Kriege unter ſich vervortheilet werde, wie auch daß die Zehnden von den Reis-Feldern in den Landen, die der Compagnie eigenthümlich zuſtehen, richtig einkommen. Ob gleich die Compagnie aus oben angeführten Urſachen, und durch ihre Macht, gegen die Macht dieſer Fürſten zu rechnen, als welchen ſie wohl eher etwas mit Gewalt übern Kopf genommen hat, den Meiſter ſpielet; muß der Gouverneur doch dahin ſehen, daß dieſe ihre Auctorität, ohne Gewalt zu gebrauchen, aufrecht gehalten werde, wie auch, daß man in dem Land-Rath keinen Schluß, ohne nach ihrem Willen faſſe, welches ſich mit einer wenigen Vorſichtigkeit leichtlich thun läſt, weil ſie die Meinungen der Fürſten zum voraus ſondiren können, und die Convocation des Raths in ihrer eignen Gewalt haben.

Die Luft iſt hier ſehr heiß und feucht, weil das gantze Land unter, oder ſehr nahe bey der Linie lieget, dahero iſt die Inſel auch ſehr ſchweren Regen-Güſſen unterworfen. So lange als der Nordliche Paſſat-Wind wehet, iſt es hier am geſundeſten; wenn aber dieſer ſich nicht um ſeine gewöhnliche Zeit einſtellet, welches doch ſelten geſchicht, wird die Luft in der Inſel ungeſund, und viel Volck durch den Tod weggeraffet. Sie haben Kupfer- Zinn- und Gold-Minen: ich finde aber nicht, daß viel darin gearbeitet werde. Das Gold, ſo ſie haben, wird gröſtentheils in dem Sand der Ströme gefunden, und durch die ſtarcke Regen-Güſſe von den Bergen in die Thäler hinuntergeſpühlt. In ihren Wäldern wächſt Eben-*Calambak*-und Sandel-Holtz, wie auch verſchiedene andre Sorten von Färbe-Holtz. Gröſſere *Bamboes*-Bäume als die hieſigen wachſen nirgends, denn einige ſind, wie man ſagt, 4 bis 5 Klaftern lang, und mehr als 2 Fuß im Durchſchnitt dick. Sie

gebrau-

gebrauchen ſolche Häuſer und Böte davon zu bauen. Ihre Früchte und Blumen ſind faſt dieſelbe, welche man auf den **Philippiniſchen Inſeln** findet, deswegen will ich den Leſer mit Beſchreibung derſelben nicht aufhalten, ſondern nur die vornehmſten kürtzlich benennen. Sie haben ſo wohl Pfeffer und Zucker, als *Betel* und *Arak* von ihrem inländiſchen Gewächs an groſſem Uberfluß: aber keine Muſcat-Nüſſe, Blumen oder Näglein. Vormals pflegten ſie ſelbige in ſolcher Menge aus den Gewürtz-Inſeln zu holen, daß ſie nicht nur zu ihrem eigenen Gebrauch genug hatten, ſondern auch eine groſſe Menge an die Fremden abſtehen konten. Ihr Reis ſoll dem Verlaut nach beſſer, als in andern Gegenden von **Indien** ſeyn. Weil die Reis-Felder jährlich nicht, wie in andern Ländern überſchwemmet, ſondern von Zeit zu Zeit von den Ackers-Leuten, nachdem es die Nothdurft erfodert, begoſſen werden. Da der Reis nun ſo gut iſt, ſtehet zu vermuthen, daß die Einwohner von weit feſterer und ſtärckerer Conſtitution ſeyn müſſen, als die Einwohner von *Siam* und andern Theilen von **Indien**. Man hält ihre Früchte auch für weit ſchmackhafter, als in andern Ländern, die den Uberſchwemmungen ſo ſehr unterworfen ſeyn. Die flache Felder ſind mit einer Art von Cattun-Stauden bedeckt, welche eine rothe Blüte tragen: wenn aber die Blüte abfällt, bleibt eine kleine Kugel in Gröſſe einer welſchen Nuß noch ſitzen. Hieraus nimmt man den Cattun. Der **Macaſſariſche** wird für den beſten in **Indien** gehalten. Sie machen von keinem Gewächs mehr Werck, als von dem Opio. Selbiges iſt eine kleine Pflantze (im Engliſchen ſtehet *Schrub* oder Staude, weil aber niemand von denen, die es geſehen haben, es für ein Stauden-Gewächs wohl aber für ein dem Mohn-Saamen ähnliches Gewächs ausgiebet, hat man mit dem Herrn *D. van Goch* es lieber eine Pflantze nennen wollen, wiewohl es auch mit Recht ein Kraut heiſſen könte) welche in den Thälern und auf den ſteinigten Gründen wächſet. Aus den Zweigen ſchwitzet ein Saft heraus, welcher auf gleiche Art wie der Palm-Wein daraus gezogen, und geſammlet wird, und hernach in einem wohl verſchloſſenen Topf ſo lange ſtehet, bis er dick wird; worauf ſie dann kleine Pillen davon verfertigen. Wie aber die **Macaſſaren** das Opium eigentlich ſammlen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; wohl aber befunden, daß **Kämpfer** erzehlet, daß er auf folgende Manier in **Indien** geſammlet werde. Sie ſchneiden mit einem Meſſer, daß auf einen Zug 5 Schnitte zugleich macht, die Knöpfe von dem Mohn-Saamen, wann ſelbige ihr völliges Wachsthum erreichet haben, in vier Theilen von der Crone an niederwerts in Stücken. Die Feuchtigkeit, welche alsdenn heraus flieſſet, klebet wegen der Hitze der Luft an den Knöpfen an, und wird folgendes Tages mit einem Meſſer abgeſchabt. Man ſagt auch, daß ſie die Knöpfe mit der Pflantze zerſtoſſen, den Saft heraus zu preſſen, und hernach ausdämpfen laſſen, bis er dick wird. Sie zerſchmeltzen den

Saft

Saft manchmal und beſprengen ihren Toback damit. Wer deſſen einmal gewohnt iſt, kan ſich deſſen nicht enthalten. Nach dem Gebrauch dieſes Tobacks verfallen ſie in einen ſüſſen Traum, und werden nicht anders, als wenn ſie ſich mit Getränck überladen hätten. Unvermerckt aber verzehret dieſes Gemenge alle Lebens-Geiſter, und verkürtzet ihr Leben. Wenn ſie in eine Bataille gehen, ſollen ſie ſo viel als zwey Nadelköpfe groß in einer Pfeiffe Toback nehmen, wovon ihnen der Kopf ſo eingenommen wird, daß ſie, bis daß die Doſis völlig ausgeoperiret hat, von Wunden und Gefahr nichts wiſſen.

Die Einwohner dieſer Inſel ſind wegen des mancherley Gifts, daß ſie aus ihren vergifteten Salben und Kräutern, welche ihr Land hervor bringet, verfertigen, in ſehr ſchlechtem Ruf. Man ſagt, daß das bloſſe Anrühren oder der Geruch davon capable ſeyn ſolle, einen Menſchen urplötzlich zu tödten. Sie tuncken die Spitzen von ihren *Crits* und Spieſſen, wie auch die kleinen Pfeile, mit welchen ſie aus ihren holen Blas-Röhren ſchieſſen, in dieſe tödliche Schmierereyen, und wenn ſolche ſchon vor 20 Jahren erſt vergiftet worden, verliehrt das Gift doch ſeine Kraft nicht, ſondern die geringſte Wunde iſt tödlich. Dieſes Gift wirckt und tödtet ſo ſchleunig, daß mir von einem gewiſſen Miſſethäter iſt erzehlet worden, welcher zu einer Probe an einer Zähe am Fuß mit dieſen kleinen Pfeilen iſt verwundet worden, und daran ſtarb, ob gleich einige Europäiſche Wund-Aertzte bereit ſtunden, das Glied ſo bald es verwundet worden, abzulöſen. „Der Baum, aus welchem dieſes Gift mit Einſchneidung in den Stamm gezogen, und in einem untergehängten *Bamboes*-Gefäß aufgefangen wird, iſt groß und hoch, die Blätter gleichen einem Laurier, und das Holtz iſt unterweilen röthlich, unterweilen ſchwartz, auch wohl gelb. Man erzehlet auch, daß ſich niemand dieſem Baum nähern ſoll, ehe und bevor das Gift abgezogen iſt, gleichfals daß ſie niemanden, als der den Tod ohnedem verdienet hat, gebrauchen ſollen, das Gift zu ſammlen. Ehe ſie ſich zu dem Baum hinzu verfügen, bewinden ſie alle äuſſerliche Theile des Leibes mit Tüchern. Es wird auch geſagt, daß weder Laub noch Graß um dieſen Baum herum wachſen ſoll, wegen ſeiner giftigen Natur. Es ſollen aber nur wenige Bäume von der Art ſeyn, welche in dem Lande *Turatte* wachſen.„ Einige von ihren giftigen Pflantzen ſollen dem *Opio* ſehr ähnlich ſeyn, daß man ſie kaum davon unterſcheiden kan. Dem ungeachtet ſoll das Vieh doch ſo klug ſeyn, daß es ſelten ein ſchädliches Kraut iſſet. Kommt es auch von ungefehr, daß ſie darauf verfallen, ſo verlaſſen ſie es alſobald, gerade als wenn ſie beſſer, als ein Menſch wüſten, wie gefährlich es ſey ſich demſelben zu nahen.

Es giebt wenige Länder, da das Vieh gröſſer wächſt und beſſer gedeyet, als zu *Macaſſar*. Dieſe Inſel iſt von einer ſo groſſen Menge von groſſen Affen oder

Pavianen geplagt, daß ſie vor die Reiſenden ſehr gefährlich ſeyn, und man wohl bewapnet ſeyn muß, um ſich gegen ſie zu wehren. Einige haben keinen, andre einen ſehr langen Schwantz. Einige gehen auf vier, wieder andere aufrecht auf zwey Füſſen, als ein Menſch; welche letztere ihre Vorder-Tatzen nur als Hände gebrauchen. Die weiſſen ſind ſo groß als ein Engliſcher Dog, und weit gefährlicher, als die braunen, oder gelben. Am Frauenzimmer ſollen ſie den meiſten Frevel ausüben. Wenn ihnen ein Frauenzimmer begegnet, ruffen ſie alle ihre Cameraden zuſammen, und zerreiſſen ſie in tauſend Stücke, wo ſie nicht daran verhindert werden. Dieſe Affen ſind, wie es ſcheinet, Meiſter von den Holtzungen; und weil ſie in gantzen Trouppen bey einander gehen, andern wilden Thieren überlegen. Sie fürchten ſich allein vor die Schlangen, welche ſie bis an den Gipfel der höchſten Bäume verfolgen, und verſchlingen. Man ſagt auch, daß man bey einigen von dieſen Affen den Bezoar-Stein finden ſoll, welcher vor beſſer und daher theurer, als derjenige, der von den Ziegen kommt, gehalten wird. Man trifft hier keine auf der Inſel gebohrne Elephanten an; ſie haben aber einen Uberfluß an kleinen Pferden, darauf zu reiten. Die gebohrne *Macaſſaren* gebrauchen keinen andern Sattel, als ein geſchildert Tuch, ſonder Steigbügeln: und ein Strick mit einem höltzernen Gebiß dienet ihnen zum Zaum. Die Pferde haben ſehr hart Horn an den Füſſen, und werden nicht beſchlagen. Sie werden auch nicht zum Ziehen angeſpannt, als wozu ſie Ochſen haben.

„Die Hirſche trifft man hier in ſo groſſem Uberfluß an, daß ſie bey tauſen-„den gefangen werden. Das gedörrete Fleiſch von denſelben verſenden ſie nach „*Amboina*, *Banda* und den Moluckiſchen Inſeln. Sie müſſen auch mit Vögeln „ſehr reichlich verſehen ſeyn, weil ſie ſo viele Eyer in Kley und Saltz verwahrt nach „*Amboina* verſchicken.

Sie haben nur einen Strohm auf dieſer Inſel, der von Norden gegen Süden flieſſet, und ſich ohngefehr auf dem fünften Grad Süder-Breite in das Meer ergieſſet. Bey ſeiner Mündung iſt er eine halbe Stunde breit, und beſpühlet die Mauren der Stadt *Macaſſar*. Die Crocodilen, welche, wie man ſagt, ſo dreiſt hier ſeyn ſollen, daß ſie die mit Menſchen beſetzte Böte anfallen, machen dieſen Strohm ſehr unſicher. Ich werde aber nichts dagegen einwenden, wenn man dieſe Erzehlung auf ein Regiſter mit der Nachricht von ihren Meerwundern, von welchen ich niegends etwas gründliches gefunden habe, ſetzen wird. Der Strohm iſt an einigen Orten tief genug auch die gröſten Schiffe zu tragen, aber die Tiefe iſt ſehr ungleich, ſo, daß an einigen Orten kaum ein Schiff von 50 Tonnen darüber paßiren kan. Die Holländer beſitzen, 4 oder 5 Meilen weiter Südwerts einen andern Hafen *Jompadan* genant, welcher ſo bequem iſt, als man nur einen in den In-

diatiſchen Gewäſſern findet. Dieſer iſt der erſte wichtige Ort, deſſen ſich die Holländer auf dieſer Inſel bemeiſtert haben.

Damit wir aber weiter fortgehen, ſo iſt *Macaſſar*, ietzunder *Vlaerdingen* genant, nur ein Flecken, der am Ufer der groſſen obbenanten Revier lieget. Hier hat die Holländiſche Oſt-Indiſche Compagnie eine gute Schantze, *Rotterdam* genant, welche mit einer groſſen Anzahl Canonen verſehen, und mit 7 bis 800 Mann beſetzt iſt. Die Straſſen der Stadt ſind weit und nett, aber nicht gepflaſtert, und an beyden Seiten mit Bäumen beſetzt. Die Palläſte, Moſqueen und groſſe Häuſer ſind von Stein, der gemeinen Leute Häuſer aber von Holtz von verſchiedenen Farben gebauet. Die Häuſer haben dahero ein ſehr gutes Anſehen, ſtehen aber auf Pfählen, wie die Häuſer in *Siam*, und werden mit Palmen- und Cocos-Blättern gedeckt. Längſt den Straſſen findet man viele Kram-Buden, und groſſe Marckt-Plätze, woſelbſt ſie zweymal in 24 Stunden, nehmlich des Morgens vor der Sonnen Aufgang, und des Abends eine Stunde vor der Sonnen Untergang Marckt halten. Bey dieſem Marckt ſieht man lauter Weiber, und lacht darüber, wenn ſich eine Manns-Perſon unter ihnen antreffen läſt. Man ſieht aber ein groß Gedränge von jungen Mädgen, welche mit Fleiſch, Fiſch, Reis, Feder-Vieh und andern Waaren, von allen umliegenden Dörfern zu Marckt kommen. Sie enthalten ſich allein des Schwein-Fleiſches, welches ihre Religion ihnen verbietet. Vor einigen Jahren rechnete man, daß die Anzahl der Einwohner in dieſer Stadt und den benachbarten Dörfern ſich auf 160000 Mann belaufen ſolte, welche die Waffen zu führen geſchickt wären. Jetzunder aber iſt die Anzahl nicht halb ſo groß, weil viele von den Einwohnern weggezogen ſeyn, nachdem die Holländer das Land um alle ſeine Handlung gebracht haben. Die übrigen Städte und Dörfer waren eben ſo Volckreich, anietzo aber ſind viele wüſt und verlaſſen.

Die gebohrne *Macaſſaren* haben ein ungemein ſchönes Gedächtniß, und können bald etwas begreifen. Was ſie nur ſehen, können ſie balde nachmachen, und würden vermuthlich alle mit einander in Künſten und Wiſſenſchaften es ſehr weit bringen, wenn ſie keinen Mangel an guten Lehr-Meiſtern hätten, die ihre ſchöne Natur-Gaben recht cultiviren könten. Sie ſind auch ſtarck und feſt von Leibe, und dabey ſehr fleißig und ſo bereit eine mühſame Arbeit auf ſich zu nehmen, als ich kaum eine andere Nation gekant habe. Kein Volck iſt zu den Waffen und zu ſtoltzen Unternehmungen geneigter als ſie; ſo, daß man ſie wohl für die eintzige kriegeriſche Nation, darunter es gute Soldaten giebt, halten kan, welche jenſeit der Bay von *Bengala* wohnet. Dahero werden ſie auch von den Fürſten und Königen in daſigen Ländern um Geld in ihre Dienſte genommen, gleichwie die Schweitzer in Europa. Ja die Europäer ſelbſt brauchen ſie oft in ihren Dienſten. Es iſt aber

unterweilen ihr Vortheil nicht geweſen, daß ſie ihnen ſo viel zugetrauet haben. Oder vielmehr wenn unſre Leute aus **Europa** ſich nur gar zu leichtſinnig bedüncken laſſen, daß ſie ſelbige als Sclaven gebrauchen können, gleichwie die **Portugieſen** und **Miſtitzen** bey dieſen armen Leuten thun, ſo können die *Macaſſaren* ein ſolches Tractament nicht ertragen, und werden nicht unterlaſſen ſich zu rächen, wenn unſre unbedachtſame **Europäiſche** Befehlshaber ſich deſſen unterſtehen.

Das Volck von *Macaſſar* iſt von mittelmäßiger Statur, ihre Farbe iſt ſchwärtzlich, die Kinnbacken ſtehen ihnen ſehr hoch, und die Naſe iſt gemeiniglich platt. Letzteres wird für eine Schönheit gehalten, und ſie geben ſich faſt eben ſo viel Mühe, den Kindern in ihrer zarten Kindheit die Naſen platt zu drücken, als die **Chineſer** bey den Töchtern groſſer Herren anwenden, ihnen kleine Füſſe zu machen. Sie haben gläntzende kohl-ſchwartze Haare, welche ſie aufbinden, und mit einem Turban bedecken, oder auch mit einem Stück Leinwand, welches ſie bey dem Aufputzen um ihren Kopf winden: zu andern Zeiten tragen ſie eine Art von einem Hut oder Mütze mit einem ſchmalen Rande. Den kleinen Kindern reiben und ſchmieren ſie die Glieder mit Oel, damit ſie hurtig und behende werden ſollen. Dieſes meinet man auch eine von den Urſachen zu ſeyn, warum ſchwerlich ein Lahmer oder Krummer, es ſey Mann oder Weib, unter ihnen gefunden wird. Der anſehnlichſten Leute Söhne werden, wie man ſagt, allezeit um das 6. oder 7. Jahr ihres Alters von ihren Müttern abgenommen, und der Vorſorge einiger weitläuftigen Verwandten, die ferne von ihren Eltern abwohnen, anvertrauet, damit ſie nicht durch die Verzärtelung ihrer Mütter verzogen, und gantz weibiſch werden mögen. Sie werden bey ihren Prieſtern in die Schule gethan, bey welchen ſie leſen, ſchreiben und rechnen, nebſt den Geboten des **Alcorans** lernen. Ihre Buchſtaben ſehen den Arabiſchen ſehr gleich, welches auch nicht verwunderns werth iſt, weil viele von ihren Vor-Eltern *Arabes* geweſen.

Auſſer den Büchern und gelehrten Künſten lernt auch ein jedes Kind ein oder ander Handwerck. Sind ſie von vornehmer Extraction, ſo lernen ſie allerhand theils luſtige, theils kriegeriſche Leibes-Ubungen. Die geringern aber werden zum Ackerbau, Fiſchen, und gemeinen Handwercken gebraucht, gleichwie an andern Orten. Es ſcheinet, daß dieſem Volck ein guter Begriff von der Ehre und Freundſchaft eingepräget ſey. Man hat unterſchiedliche Exempel, daß ihrer etliche ihr Leben für die Fremden und Chriſten gewagt haben. Andre haben den Nothleidenden recht edelmüthig beygeſprungen, und gar ihr Gut mit ihnen getheilet. Sie hatten eine ſo groſſe Liebe zur Freyheit, daß ſie die letztern unter allen **Indianiſchen** Nationen waren, welche ſich den **Holländern** unterworfen: welches doch nicht anders geſchahe, als nach Führung eines langen und koſtbaren Kriegs, an welchen

die Holländer ihre gantze Macht, die ſie in Indien haben, wandten. Zugleich muß man auch bekennen, daß keine Nation leichtlich ſo eifrig und auffahrend ſey, als dieſe. Ihr Zorn aber legt ſich balde wieder, und wenn ſie unrecht haben, ſollen ſie ſo gar ihre eigene Unbedachtſamkeit ſelbſt verdammen.

Die Weiber ſind ſehr keuſch und eingezogen, und müſſen zum wenigſten ſich befleißigen, den Schein zu haben. Das geringſte Lächeln, oder der kleinſte Blick gegen eine andere Manns-Perſon, wird für eine ſattſame Urſache der Eheſcheidung gehalten. Sie dürfen von ihren Brüdern ſelbſt keine Viſite annehmen, ohne in Gegenwart ihrer Männer. Die Geſetze ſprechen auch einen Ehe-Mann frey, der einen Kerl tödtet, den er bey ſeinem Weibe allein findet, oder gegen welchen die Frau einige Geneigtheit hat blicken laſſen. Andern Theils nimmt der Mann ſo viel Weiber und Kebs-Weiber, als ihm beliebt, und iſt bey ihnen nichts ſchändlicher, als keine Kinder und nur ein Weib zu haben. Die Weiber-Liebe und die groſſe Begierde Kinder zu haben ſind hier allgemein, ſo, daß das Vermögen eines Mannes nach der Anzahl ſeiner Weiber und Kinder geſchätzet wird. Ob aber gleich die vornehmen Weiber ſich ſehr eingezogen und feſt verſchloſſen halten müſſen, ſo wird ihnen doch erlaubet an gewiſſen Feſt-Tagen auf der öffentlichen Straſſe zu erſcheinen, und ihre Zeit mit Tantzen und andern hie zu Lande üblichen Ergötzlichkeiten hinzubringen. Männer und Weiber kommen aber da ſo nicht unter einander in Compagnie, als in Europa; ſie haben nur das Glück, daß ſie einander ſehen dürfen, und doch erwarten ſie dieſe fröliche Stunden mit gröſter Ungedult. Die Eltern kuppeln gemeiniglich ihre Kinder in der zarten Jugend zuſammen, und unterweilen ſo bald ſie nur gebohren ſeyn. So bald ein Knabe 16 bis 17 Jahr auf dem Buckel hat, und über ſeine Lehr-Jahre hingekommen iſt, bekommt er Freyheit, bey ſeiner Braut auf die Freite zu gehen, und ihr aufzuwarten, wird auch kurtz darauf getrauet. Seine Künſte, die er wiſſen muß, ſind reiten, mit dem Bogen und mit der Flinte zu ſchieſſen, ſein Schwerdt und Dolch wohl zu führen, und die kleinen Pfeile, wovon wir ſchon geſprochen haben, durch ein glattes Blas-Rohr von Eben- oder anderm Holtz abzuſchieſſen. Die Pfeile ſind vorne mit einem in Gift getauchten ſcharfen Zahn von einem See-Fiſch beſchlagen, und man ſagt, daß ſie mit denſelben einen kleinen Flecken auf 20 Ruthen weit treffen können. Wer das Kriegs-Weſen einmal zu ſeiner Profeßion erwählet hat, iſt würcklich in den Ländern ſo adelich ein Soldate, daß er ſich nachmals ſchwerlich zu dem Ackerbau, oder einer andern geringern Lebens-Art verſtehen wird.

Unter andern bey ihnen üblichen Ergötzlichkeiten haben ſie auch ein Spiel, welches dem Schach-Spiel nicht unähnlich iſt. Es iſt ihnen aber verboten unter ſich um Geld zu ſpielen, dahero denn des Spiels wegen ſelten eine Zänckerey unter

ihnen entſtehet. Einen papiernen Drachen in die Luft fliegen zu laſſen, iſt bey ihnen keine disreſpectirliche Sache, und bejahrte Leute ſo gar divertiren ſich mit dieſem Spiel. Sie machen auch viel Wercks vom Hahnen-Gefecht.

Die jungen Mägdlein werden zum Leſen und Schreiben und zur Haushaltung angehalten. Sie lernen ſpinnen, nähen, bordiren, und verfertigen ihre und der Männer Kleider. Denn hier zu Lande haben ſie weder Schneider noch Köche. Dahero lernen die Mägdlein auch alle bey ihnen gebräuchliche Speiſe zubereiten, welches ſich auch balde thun läſt, weil ſie nicht viel veränderliche Gerichte haben. Ihre gemeine Koſt beſtehet in Reis, Kräutern, Wurtzeln und Fiſchen. Sie haben auch Rind- und Ziegen- wie auch Vögel-Fleiſch, welches alles mit Pfeffer und Kräutern zubereitet, in kleine Stücke zerſchnitten, und um den Reis herum gelegt wird, um ſelbigen ſchmackhafter zu machen. Es wird aber in dieſem Theil der Welt wenig Fleiſch gegeſſen; denn es ſoll übele Folgen nach ſich ziehen, wenn man ſich darin ſo ſatt eſſen wolte, als man hier thut. Sie halten an einem Tage nur zwey Mahlzeiten, als eine des Morgens um acht oder neun Uhr, und die andere gegen Abend ungefehr, wenn die Sonne untergehet, welche letztere ihre ſtärckſte Mahlzeit iſt. Den übrigen gantzen Tag herdurch kauen ſie *Betel* und *Arak*, oder rauchen mit Opium angemachten Toback. Ihr gemeinſter Tranck iſt Waſſer. Sonſt trincken ſie auch Thee, Caffee und Schoccolade. Letzteres liefern ihnen die **Spanier** aus den **Philippiniſchen** Inſeln. Sie haben auch Palm-Wein, *Arak* und ſtarck Geträncke, gleich ihren Nachbaren in den angräntzenden Ländern: worunter ſie unterweilen *Serbet* gieſſen ſollen, ob gleich ihre Geſetze ihnen ſolches verbieten. Sie ſpeiſen in Compagnie zuſammen, und nicht ein jeder vor ſich, wie andre **Indianiſche** Völcker thun. Sie ſitzen auf der Erden mit creutzweis übereinander geſchlagenen Beinen, und haben niedrige lackirte Tiſche, auf welchen ihre Speiſen in ſilbernen, küpfernen, oder höltzernen Schüſſeln, oder Körben aufgetragen werden. Sie brauchen weder Löffel, oder Meſſer, oder Gabel, oder Servietten, ſondern greifen den Reis mit ihren Händen an; und pfropfen ihn in Klumpen von der Gröſſe eines Eyes in den Mund.

Die Vornehmen tragen einen Rock, der ſehr nahe an den Leib ſchlieſſet, welcher ihnen bis ans Knie herunter hänget, und zum öftern von Seide mit Bouquet-Blumen, oder von feinem Scharlacken mit platten göldenen Knöpfen verfertiget iſt. Sie tragen ſehr enge Ermel, als an einem Hemde, welche mit Knöpfen bey der Hand feſt gemacht werden. Uber dem Rock tragen ſie einen köſtlichen Gürtel, deſſen Enden ihnen bis unter die Knie herunter hängen. Sie führen auch ihre *Crits*, oder Dolche im Gürtel, wie auch ihr Meſſer und ihren Beutel. Die gemeinen Leute kleiden ſich in Cattun. Niemand unter ihnen trägt Hoſen oder Schue;

vor-

vornehme Leute aber legen ſich unterweilen eine Art von Pantoffeln oder Sohlen zu. Ihre Turbanen ſind nicht oben auf dem Kopf geſchloſſen, wie bey den Türcken: ſondern ſie beſtehen bloß aus einem Stück Tuch oder Leinwand von allerhand Farben, welches ſie um das Haupt herum winden. Sie färben ihre Nägel gemeiniglich gerne roth, und die Zähne roth oder ſchwartz. Das Frauenzimmer gehet in Hemdern von feinem Neſſel-Tuch, welche ihnen bis ans Knie reichen. Die Ermel ſind ſo enge, als in einem Bruſt-Latze, und gehen nicht weiter, als bis an den Ellenbogen. Der Hals iſt ſo enge, daß man ihre Bruſt nicht ſehen kan. Sie tragen auch eine Art von Schürtzen von Seide oder Cattun, welche ihnen ſehr dicht um den Leib ſitzen, und bis mitten auf die Beine reichen. Die Vornehmſten zieren ſolche Hoſen um die Knie herum mit einer reichen Bordirung. Denn ſie machen alle ihre Kleider ſelbſt, und man findet keine Weiber, die ihre Arbeit beſſer verſtehen. Wenn ſie ausgehen, ſchlagen ſie ein Stück los Leinwand oder Neſſel-Tuch über alles hin. Sie haben keinen andern Haupt-Schmuck, als ihre Haare, welche ſie in einer Rolle hinten auf dem Haupt zuſammen binden. Hinten aber auf dem Nacken laſſen ſie etliche krauſe Haar-Locken herunter hangen, welches ihnen ſehr artig anſtehet. Nächſt dem räuchern ſie auch ihre Haare, und ſchmieren ſie mit Oel. Daher kommt es, daß es immer ſchwärtzer zu ſeyn ſcheinet, als es iſt, und ungemein gläntzet. Die Männer tragen Juwelen in ihren Haaren, die Weiber aber nicht. Sie haben auch keine Zierathen, ohne eine Kette um den Hals.

Es giebt nur wenige Sclaven in dem Lande. Denn in ihren Geſetzen iſt verboten, diejenigen, welche ihre Glaubens-Genoſſen und Brüder ſeyn, zu Sclaven zu machen. Dieſes iſt eine Urſache, warum dieſes Volck fertiger und eifriger zur Arbeit iſt, als andere **Indianer**, weil ſie gewohnt ſind etwas zu thun, und ihre eigene Arbeit ſelbſt zu verrichten. Dem ungeachtet aber laſſen ihre Groſſen ſich nicht ohne einem Gefolg von geliehenen, oder gemietheten Dienern öffentlich ſehen. Doch ſind die meiſtentheils nur auf eine ſolche kurtze Zeit gemiethet, und man kan ſie auch um einen leidlichen Preis haben.

Gleichwie ihre Häuſer von Eben-oder anderm ſaubern Holtze von vielen Farben gebauet ſeyn, ſo werden ſie auch inwendig zierlich polirt, und durch tägliches Reiben alſo erhalten; dahero denn auch das Holtz in ihren Häuſern ein hübſcher Anſehen hat, als einiges **Europäiſches** Tafel-Werck. Sie halten ſich auch in andern Dingen ſehr nett in ihren Häuſern. Alle Morgen reinigen und ſäubern ſie ihre Matten und Decken aus, damit der Fuß-Boden bedeckt iſt, auf welchen ſie auch ſitzen. Sie halten auch um der Reinlichkeit willen einige Töpfe, zum auswerfen, wenn ſie *Betel* und *Arak* kauen, oder Toback trincken.

In ihren Häuſern haben ſie dem Anſehen nach nicht viel Haus-Geräth. Denn man hört von nichts weiter reden, als von ihren Tapeten, Küſſen, Pfülen und Ruhe-Bäncken, darauf ſie ſchlafen, nebſt den kleinen Tiſchen, und Tiſch-Körben, welche ſie bey dem Eſſen gebrauchen.

Die Weiber, ſo wohl als die Männer laſſen, wenn ſie ausgehen, eine gewiſſe Anzahl von Dienern nach ihrem Stand für ſich hertreten, welche ihnen aufwarten müſſen. Sie ſetzen auch den Fuß nicht zum Hauſe hinaus, ehe ſie die geſetzte Anzahl von Laquayen entweder zur Miethe oder zur Leihe, wenn ſie ſelbſt keine haben, zuſammen bringen.

Wenn ſie Viſiten empfangen, legen ſie allezeit für die Gäſte eine Tapete und ein Küſſen ſich darauf zu lehnen hin, gleich wie wir in unſerm Welt-Theil ihnen einen Stuhl præſentiren. Weil die Chineſer auch vormals dieſe Länder inne gehabt haben, ſind einige von ihren Ceremonien und Lebens-Arten bis dieſe Stunde beybehalten worden: mit Erzehlung derſelben aber will ich den Leſer nicht aufhalten, und nur dieſes bemercken, daß ihre Complimenten ihnen recht ordentlich vorgeſchrieben ſeyn, und daß ſie uur wenige Worte zu gebrauchen pflegen, wenn ſie einander grüſſen.

Die Fürſten auf dieſer Inſel verlehneten in alten Zeiten einige von ihren Ländern, an die Magnaten, gleichwie ſolches in einigen benachbarten Reichen noch gebräuchlich iſt. Ein jeder, der in ſolcher Herrſchaft oder Land-Strich wohnet, iſt einiger maſſen ein Unterthan oder Lehns-Mann von dem Beſitzer der Herrſchaft, und dieſer Herr muß dem Fürſten von ſeiner Herrſchaft gewiſſe Abgiften zahlen, und gewiſſe Dienſte entrichten: ins beſondere aber iſt er verpflichtet ſeinem Fürſten und Lehns-Herrn mit einer gewiſſen Anzahl von Soldaten auf ſeine eigne Koſten in allen ſeinen Kriegen zu folgen. Dieſe Herren erſcheinen auch nicht zu Hofe, oder auf einem öffentlichen Platz, ohne daß ſie ein Gefolg von 80, 100 oder mehr Unterthanen und Lehns-Leuten bey ſich haben. Sie werden für die vornehmſten Edelleute auf der Inſel gehalten, und haben ihren Rang unmittelbar nach der Königlichen Familie. Sie haben ſonſt noch zwey Arten von Edelleuten, die im Rang weit niedriger ſtehen, und ihre Güter faſt auf gleiche Weiſe zur Lehn bekommen; ſie haben aber nur einen kleinen Diſtrict, und vielleicht nur eintzelne Dörfer unter ſich. Die vornehmſte unter ihren Weibern wird hier auch in den Adel-Stand erhoben, und führet den Ehren-Nahmen ihres Mannes, wobey ſie aber auch ihren eignen Nahmen behält. Alle ihre Kinder erben auch den Ehren-Stand und Adel ihres Vaters, daher

daher ihre Edelleute manchmal eben ſo ſchlecht begütert und zahlreich als in Deutſchland ſind. Der älteſte Sohn aber geht mit der gantzen Herrſchaft durch.

Ihr Regiment iſt eine Monarchie, und die Crone erblich, wo man ſonſt eine Crone erblich nennen kan, welche mit Hintanſetzung aller Kinder des Königs auf ſeinen älteſten Bruder fällt. Man giebt vor, daß dieſes aus der Urſache geſchehe, damit die Crone nicht auf das Haupt eines Kindes verfalle, das nicht im Stande ſein Land zu regieren und zu beſchirmen. „Daß aber auch „die Crone den Weibern unterweilen aufgeſetzt worden, davon fehlt es in die„ſem Lande an Exempeln nicht.„ Ob ſchon aber der König, wie man vorgiebt, ſouverain ſeyn ſoll, finde ich doch, daß ſein Premier-Miniſtre ein groſſes Theil der Regierung in Händen hat. Denn er hat faſt alle wichtige Civil-Bedienungen zu vergeben, wovon er aber dem Könige erſt eine Liſte liefern muß, welche der König niemals zu confirmiren ermangelt, ohne die Beſchaffenheit und Geſchicklichkeit ſolcher Bedienten weiter zu unterſuchen. Der König hat zwar in der That ſelbſt ein wachſames Auge auf ſeine Menage und Revenuen, und läſt ſeine Armee monatlich zweymal die Muſterung paßiren: was aber die Regierung der Civil-Sachen anlanget, ſo wird ſelbige gröſten theils dem Premier-Miniſtre aufgetragen. Zu Friedens-Zeiten muß die Armee des Königes von *Macaſſar* ſich ſelbſt unterhalten, denn alsdenn bekommen die Soldaten blos Kleider, Waffen und Ammunition. Wenn ſie aber würckliche Dienſte thun, werden ſie auf des Königs Koſten unterhalten, und man ſagt, daß er in einigen ſeiner vormals geführten Kriege 12000 Mann zu Pferde, und 80000 Mann zu Fuß ins Feld geſtellet habe. Seine Infanterie wird vor die beſte in gantz Indien gehalten. Ihre Pferde aber ſind klein, und ſie haben weder Sattel noch Gewehr und Rüſtung, die zur Reuterey dienlich und bequem iſt. Von ihren ſchlechten Waffen iſt ſchon Erwehnung gethan worden. Sie tragen einen Schild von leichtem Rotting mit Büffels-Fell bezogen, ihren Leib damit zu bedecken. Ihr grobes Geſchütz hat ein ſehr weites Mund-Loch. Ihr Pulver aber iſt ſo ſchwach, daß ſie ſelten viel damit ausrichten. Ihre Armeen theilen ſie in unterſchiedliche Regimenter und Batallionen, und dieſe wiederum in Compagnien, deren jede aus 200 Mann beſtehet. Bey einer ſolchen Compagnie ſind drey Officirer, welche mit unſern Capitains, Lieutenants und Fähndrichs übereinkommen.

In dieſem Lande findet man weder Juriſten noch Advocaten, oder Schultzen. Ein jeder bringet ſeine Klage ſelbſt vor, und das Urtheil wird ſtehendes Fuſſes, wie in andern Mahometaniſchen Ländern geſprochen. In den Criminal-Sachen iſt es erlaubt, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Wer einen Mörder, Ehebrecher, oder Dieb auf friſcher That ertappet, darf ihn mit eigner Hand umbringen. Man ſagt auch, daß die Straſſen-Räuber ſelten jemand entleiben ſollen, ohne zu ihrer eignen Defenſion. In die Häuſer einzubrechen iſt hier eine leichte Sache, weil die Häuſer nur mit einer einfachen höltzernen Wand umgeben ſeyn. Die Nachrichten aber, wie die Diebe diejenigen, ſo ſie beſtehlen wollen, bezaubern können, ſo die Europäiſche *Miſſionarii* mit heraus gebracht haben, ſehen wahrlich den Fabeln, welche die gemeinen Leute hier zu Lande einander erzehlen, ſehr ähnlich. Denn die Miſſionarii berichten uns, daß die Diebe die Leute, welche ſie beſtehlen wollen, durch Herſagung einiger unverſtändlichen Wörter, oder mit dem bloſſen Anrühren, ſo bezaubern ſollen, daß ſie immerfort mit offnen Augen liegen bleiben, ohne zu reden, oder ſich zu rühren. Unterweilen ſollen ſie gar durch dieſe Beſchwerungen in ein Gelächter gerathen, daß einige Stunden hindurch dauret. Ich würde dem Leſer mit dieſer Nachricht vielleicht nicht beſchwerlich gefallen ſeyn, wenn ich nicht dem Leſer hätte Gelegenheit geben wollen, auch einmal über die Herren Patres zu lachen, welche erſtlich ſolche fabelhaftige Hiſtorien erdencken, und hernach erzehlen. Sie werden aber auſſer ihren leichtgläubigen Schülern niemand leichtlich damit hinters Licht führen.

Die Töchter bekommen keinen Braut-Schatz von ihren Eltern, und der Mann leget ihnen auch nichts mehr zu, als was ſie vor der Hochzeit von ihm geſchencket bekommen. Die Trauungs-Ceremonien verrichtet ein Geiſtlicher bey ihnen, und nach geſchehener Trauung werden die jungen Ehe-Leute drey Tage lang in einer Kammer alleine verſchloſſen, und haben nur einen Diener zur Aufwartung, welcher ihnen alles nöthige reichet: die Hochzeit-Gäſte aber machen ſich währender dieſer Zeit in der Braut ihres Vaters Hauſe luſtig. Wenn die drey Tage um ſeyn, kommen Braut und Bräutigam wieder aus ihrer Kammer hervor, und empfangen die Glückwünſchungen von ihren Freunden. Darauf führt der Bräutigam ſeine Braut in ſein Haus, woſelbſt ſie von Stund an ſich der Beobachtung des Haus-Weſens annimmt. Denn in dieſem Lande haben die Weiber ein ſo müßiges und faulentzendes Leben nicht als bey andern Orientaliſchen Nationen. Wenn die Frau den Mann überlebet, und

und keine Kinder von ihm hat, ſo behält ſie die Helffte von allen Koſtbarkeiten, die er ihr geſchencket hat; die andre Helffte aber fällt an den Vater oder an die Mutter von ihrem Manne zurück. Hat ſie Kinder, ſo behält ſie alles, und kan ihre Kinder auch nach ihrem Wohlgefallen erziehen: es ſey dann, daß ſie wieder heyrathen wolte, in welchem Fall ſie nur den dritten Theil von den Geſchencken des vorigen Mannes behält. Wenn die Eltern ohne ein Teſtament zu machen ſterben, wird der gantze Nachlaß unter die Söhne getheilet; und wenn keine Söhne vorhanden ſeyn, unter die Töchter. Letztere aber gehen niemals mit ihren Brüdern zugleich zur Theilung, ſondern bekommen nur bey den Brüdern ihren Auf- und Unterhalt, bis ſie verheyrathet werden. Mit den Sclaven verfahren ſie nach Abſterben ihres Herrn eben ſo, als mit andern Gütern. Wo auch zu einer Herrſchaft Unterthanen und Frohn-Leute gehören, werden ſolche gleich den andern Erb-Gütern getheilet.

Wenn ein Mann ſich von ſeiner Frauen will ſcheiden laſſen, darf er ſich nur zu ihrem Prieſter verfügen, und ihm ſein Vorhaben, und aus welchen Urſachen er ſolches thut, offenbahren. Wo nun die Frau mit dem allergeringſten Schein einer Leichtfertigkeit, oder eines ungezogenen Betragens kan verdächtig gemacht werden, wird die Ehe-Scheidung nicht verwegert, ſondern ſo gleich von dem weltlichen Richter erkant. Dieſer ſetzt ein Inſtrument deswegen auf, und hernach iſt beyden Partheyen gantz erlaubt, ſich anderwerts wieder zu verehlichen. Weil die Kebs-Weiber alle Unluſt zwiſchen den Männern und ihren Weibern verurſachen; ſo ſehen anſehnliche Standes-Perſonen dahin, daß ſie ſelbige in einem Zimmer, das vom Hauſe abgeſondert iſt, halten können. Denn die Macaſſariſchen Frauen werden von einem ſolchen Eifer-Geiſt der Jalouſie getrieben, daß man wohl Exempel von Weibern hat, welche die beliebte Kebs-Weiber in den Armen ihrer eignen Männer erſtochen haben. Die Ceremonien, welche ſie bey der Reinigung und Beſchneidung ihrer Kinder gebrauchen, wollen wir bey andern Mahometaniſchen Ländern erzehlen, hier aber überſchlagen.

Was endlich ihre Leich-Begängniſſe anlanget, ſo halten die allergeringſten Leute immer etwas dazu in Bereitſchaft, und ſcharren, wenn ſie noch gantz geſund ſind, Geld zuſammen, damit ſie die Unkoſten ihrer Begräbniß beſtreiten können: denn ſie ſind in keinem Dinge ſo verſchwenderiſch und groſthuiſch als eben in ihrem Leichen-Gepränge. Wenn ihre Kranckheiten ſich gefährlich

anlaſſen, verfügen ſie ſich nicht zu dem Artzt, ſondern ſenden zu dem Prieſter, welcher alle ſeine Zuflucht in ſolchen Fällen zu ſeinen Gebetern und Beſchwerungen nimmt, dieweil ſie die Kranckheiten der Wirckung etlicher böſen Geiſter zuſchreiben. Sie ſchreiben auch den Nahmen Gottes und Mahomets auf kleine Rollen Papier, und hängen ſolche dem Patienten um den Hals: und wo das nicht helfen will, muß er ſich zum Tode gefaſt machen, wozu der Prieſter ihn zu bereiten nicht ermangelt.

So bald jemand verſtorben iſt, wird der Leichnam gewaſchen, geräuchert, und in einen weiſſen Talar mit einem Turban auf dem Kopf gekleidet, und alſo in eine mit weiſſen Zeug bezogene Kammer hingeſetzet, woſelbſt beſtändig mit wohlriechenden Gummien geräuchert wird. Die Sclaven des Verſtorbenen tragen einige Tage hernach die Leiche auf einer Ruhe-Banck oder *Palankin* zu ſeiner Grabſtätte hin, und die Pfaffen folgen derſelben nach, da unterdeſſen den gantzen Weg entlangs geräuchert wird. Die Leiche wird ohne Sarg begraben, und nur mit dem Brett, auf welchem ſie lieget, bedeckt, worüber ſie hernach die Erde ſchütten. Hernachmals wird nach dem Stande des Verſtorbenen ein Grab-Mahl aufgerichtet, welches mit Blumen gezieret, und 40 Tage lang beräuchert wird. Endlich werden auch diejenigen, welche ſich bey der Begräbniß eingefunden haben, dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen, herrlich bewirthet und tractiret.

NEUE CHARTE
von den PHILIPPINISCHEN und
MOLUCKISCHEN INSULN,
INSULIS LATRONUM, wie auch
CELEBES etc.
Zufinden in ALTONA,
bey IONAS KORTE.
Engellændiſche Meilen.
30 60 120 180 240 300
Franzöſiſche Meilen oder Stunden.
10 20 40 60 80 100
PHILIPPINISCHE INSULN
LUCONIA oder MANILA
MINDORO
PANAY
LEYTE
TANDAYA oder SAMAR
MINDANAO
PARAGOYA
INSULÆ LATRONUM
NEUE PHILIPPINISCHE INSUL
DIE SÜD SEE
Die Linie
BORNEO D. INSUL
D. INSUL CELEBES
MACASSAR
MOLUCKISCHE
SPECEREY INSULN
CERAM
GILOLO
NEU GUINEA bewohnt durch die Papuas
IAVA
TIMOR
Hainan In:
Pracel
Guam
Xolo
Sanguin I.
Madura I.
Baly I.
Lombok I.
Amboina
Banda
Bouro
Timorland
Schoutens Insul
Hohe Land